

**Zeitschrift:** Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

**Herausgeber:** Schweizerische Asiengesellschaft

**Band:** 18-19 (1965)

**Heft:** 1-4

**Buchbesprechung:** Bücherbesprechungen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

*Ise – Nihon Kenchiku no Genkei. (Ise – The Origin of Japanese Architecture.)* Photographie : WATANABE YOSHIO; Text: TANGE KENZÔ, KAWAZOË NOBORU. 251 S., Abb., Zeichn., Karten. Beiheft mit englischem Résumé 11 Seiten, 4°. Tôkyô etc., Asahi Shimbun-sha, 1962.

Ein solches Buch wäre bis 1945 undenkbar gewesen. Das Tabu, welches alle mit dem Kaiserhaus und der japanischen Frühgeschichte zusammenhängenden Dinge, also auch das höchste, der kaiserlichen Ahnengöttin Amaterasu-ômikami geweihte Shintô-Heiligtum von Ise umgab, verhinderte jede unvoreingenommene Behandlung oder gar wissenschaftliche Untersuchung, weil sie als Sakrileg gegolten hätte. Und obwohl die Japaner mit Recht von hohem Stolz auf dieses einzigartige Denkmal erfüllt waren, ließen sie es nicht zu, daß außer kultisch privilegierten Personen irgend jemand auch nur eine klare Anschauung davon gewinnen konnte: der Pilger und Besucher durfte nur bis an die äußerste Umfriedigung des inneren Bezirks herantreten, Photographien waren verboten und wurden auch amtlicherseits – mit ganz wenigen, aus der Meiji-Zeit stammenden und veralteten Ausnahmen – nicht publiziert. Heute ist dieses Tabu beseitigt; bei aller durchaus angebrachten Ehrfurcht, die sich nach einer anfänglichen Phase der Gleichgültigkeit wieder gesteigert hat, nimmt man nun doch eine sachlichere Haltung ein und sorgt dafür, daß das eigene Volk und darüber hinaus auch das Ausland ein eindrucksvolles Bild und eine umfassende Information erhält. Nicht zuletzt geschieht das wohl in der Absicht, gerade bei den Japanern selber die Ehrfurcht vor den echten Werten der eigenen Kultur und die Liebe zu ihnen aufs neue zu beleben, diesmal aber nicht unter dem Schleier von Tabus, sondern im klaren Lichte einer Ehrfurcht und Liebe weckenden Kenntnis. So wird wohl am besten auch einem wiederholten nationalistischen Mißbrauch vorgebeugt.

Zwar hatte schon Arthur Drexler in seinem Buch «The Architecture of Japan» (New York 1955) ein paar vorzügliche Bilder der Ise-Schreine bringen können (was einem ausländischen Forscher ehemals nie erlaubt worden wäre), und auch in der einen oder anderen neuen japanischen Publikation fand man einzelne gute Aufnahmen; die volle Anschauung bietet aber nun erst das vorliegende prachtvolle Werk, dessen Bedeutung für die Kunst-, Religions- und allgemeine Kulturgeschichte sich allein schon aus den geschilderten Verhältnissen ergibt. Es ist aus dem Zusammenwirken der Kokusai Bunka Shinkôkai (Society for International Cultural Relations) und der großen Zeitung Asahi Shimbun mit der Kultbehörde von Ise hervorgegangen. Die vorzüglichen Aufnahmen stammen von Watanabe Yoshio, einem der führenden Photographen Japans; sie geben sowohl den Ganzheitseindruck mit seiner spezifischen, durch die herrliche Wald- und Flußlandschaft geprägten Stimmung, die jedem

Besucher unvergeßlich bleibt, wie auch den Nahblick bis zu den kleinsten Einzelheiten der Konstruktion, des Materialcharakters von Holz und Schilfrohr, der unerhörten handwerklichen Meisterschaft; so lassen sie uns jene absolute Sachlichkeit, Klarheit und reine Schlichtheit miterleben, die diese Schreine zu Höhepunkten menschlichen Bauens überhaupt macht. Die Aufnahmen werden – man darf sagen: endlich einmal – ergänzt durch genaue Pläne und Konstruktionszeichnungen. Besonders wertvoll sind auch jene Tafeln, die kultisch und religionsgeschichtlich bedeutsame Einzelheiten zeigen wie vor allem die urtümlichen Steinsetzungen innerhalb des Schreinbezirks, die als Numina (*kami*) gelten und in eine frühe Schicht zurückreichen, in der Naturobjekte als solche sakralen Charakter besaßen und noch nicht unter dem Namen persönlicher Wesenheiten in Heiligtümern verehrt wurden.

Der Einleitungsteil (93 S.) enthält eine Abhandlung von Kawazoë Noboru über den kulturellen Hintergrund der Ise-Schreine, ihre Geschichte – die in der Gründungszeit (für den Naikû, den Inneren Schrein, wohl die Mitte des 3., für den Gekû, den Äußeren Schrein, wohl das späte 5. Jh.) kaum befriedigend aufzuhellen ist – und ihre Bedeutung für das Verständnis des japanischen Wesens und seiner Ursprünge. Außerdem enthält dieser Teil einen ausführlichen Essay von einem der berühmtesten Architekten der Gegenwart, Tange Kenzô, unter dem Titel «Nihon Kenchiku no Genkei» («Die Urform der japanischen Architektur»). Damit ist schon sein Grundgedanke formuliert, daß nämlich die spezifische Eigenart der japanischen Baukunst, die sich trotz vielen späteren Übernahmen von der chinesischen fundamental unterscheidet, am reinsten in Ise offenbart und daß alles Jüngere nur von da her wirklich zu verstehen sei; eine solche jüngere Ausprägung des rein japanischen Bauens ist die Villa von Katsura aus dem frühen 17. Jh., über welche Tange gemeinsam mit Walter Gropius ein schönes und bedeutendes Buch veröffentlicht hat (*Katsura – Tradition and Creation in Japanese Architecture*, Tôkyô: Zôkeisha / New Haven: Yale University Press 1960; japanisch und englisch). Der Textteil enthält weiterhin eine genaue Beschreibung der Anlagen des Inneren und des Äußeren Schreins, der Kernbezirke mit den Hauptgebäuden (*shôden*), der zahlreichen Nebenschreine, der Umfriedigungen – alles mit eingehender Berücksichtigung des Materials und der Konstruktion. Leider ist das englische Résumé auch in diesem Buch wieder viel zu kurz und oberflächlich, als daß der reiche Inhalt des japanischen Textes auch nur einigermaßen zureichend kondensiert wäre; man täte gut daran, die ausländischen Interessenten etwas ernster zu nehmen.

Daß auch die Feste und Riten samt ihrer Geschichte in dem Buch behandelt werden, ist besonders willkommen; einzigartig in der gesamten Sakralarchitektur der Welt ist die Weihezeremonie, die jeweils nach der Neu-Errichtung der Hauptgebäude beider Schreine begangen wird: denn diese werden seit Temmu Tennô (673 bis 686) unter normalen Umständen alle 20 Jahre abgerissen und wechselweise auf zwei nebeneinanderliegenden Grundstücken völlig neu erbaut, unter peinlich ge-

nauer Einhaltung der alten Formen und Techniken. Dabei haben sich nur kleine und oberflächliche, das Wesen nicht berührende Neuerungen eingeschlichen, hauptsächlich in den vom buddhistischen Tempel beeinflussten dekorativen Metallbeschlägen, von denen manche typisch tokugawa-zeitliche Motive zeigen. Die jetzigen Bauten von Ise stammen aus dem Jahre 1953 und repräsentieren trotzdem – ein wohl einzigartiges Phänomen – in fast reiner Form die früheste japanische Architektur aus der Zeit vor der chinesisch-buddhistischen Rezeption. So sind sie zugleich uralt und ganz neu, symbolisieren also einen der wichtigsten Züge des japanischen Wesens und der japanischen Kultur.

DIETRICH SECKEL

MARTIN HÜRLIMANN, *Kyôto, Stadt der Tempel*. 154 S., 132 Bilder, 8°. Zürich, Atlantis Verlag, 1961.

Kyôto wurde am 16. Januar 1945 durch die Amerikaner bombardiert, und es ist ein außergewöhnliches Glück, daß es bei diesem einmaligen Bombardement blieb, weil Amerika die Nachsicht hatte, Kyôto im weiteren Verlauf des Krieges unangestastet zu lassen.

Bei dem damaligen Bombardement wäre das schöne Kunstwerk Sanjûsangendô (Bild 36/37) beinahe zerstört worden. Dieser Tempel ist in der heutigen Gestalt im Jahre 1266 entstanden. Er ist die Manifestation der Geistesströmung jener Zeit, durch Stiftung vieler buddhistischer Statuen, je mehr desto besser, die Erlösung von den Leiden des irdischen Lebens zu erlangen. Damals hat es noch andere Bauten in ähnlicher Ausführung gegeben, Bauten, die 1001 Kannon- oder Amida-Statuen beherbergten, aber Sanjûsangendô ist als einziges Beispiel, allerdings wohl auch als das schönste, bis in unsere Tage erhalten geblieben.

Die Stadt besitzt, wie keine andere in Japan, eine große Anzahl von Stätten der Kultur, die in den tausend Jahren, als sie Sitz der Kaiser war, entstanden sind. Martin Hürlimann läßt in seinem Buch die Bilder dieser Stätten vor unseren Augen entstehen. Mit 132 hervorragenden Aufnahmen zeigt er uns etwa zwei Dutzend der wichtigsten Tempel, Shinto-Schreine, Paläste, das Leben der Menschen in dieser Stadt, Prozessionen, Aufführungen auf Bühnen, die Gassen und Straßen, Kunstwerke, Steinlaternen und vor allem die Gärten und vieles andere.

Als erstes Bild tritt uns majestätisch die kürzlich restaurierte fünfstöckige Pagode von Daigoji mit ihren rotbemalten Balken und grünen Dächern entgegen, wohl ein würdiges Bild, den Anfang des Buches zu schmücken, zumal diese Pagode das älteste Bauwerk von Kyôto darstellt.

Sehr eindrucksvoll sind die Bilder – davon zwei doppelseitige Farbtafeln – von der Siebenhundertjahrfeier von Shinran (1173–1262), dem Stifter der Shin-Schule des Buddhismus. Noch nie ist eine Gedenkfeier photographisch so großartig erfaßt worden wie diese in Higashi-Honganji, dem Hauptsitz eines der beiden wichtigsten Zweige der Shin-Schule.

Eine weitere doppelseitige Farbtafel zeigt in stattlicher Aufmachung das Tôgûdô, ein Bauwerk im Garten des Silbernen Pavillons, ein typisches Monument der Muro-machi-Periode (1392–1573), welches als Vorbild der schlichten Innenausstattung für Teezimmer späterer Zeiten genommen wurde. Diese Aufnahme von Martin Hürlimann ist wohl die schönste, die je von Tôgûdô gemacht wurde.

Weitere herrliche Aufnahmen, welche von einem großen künstlerischen Verständnis für die Kultur der Stadt Kyôto zeugen, bilden eine wahre Freude für alle, welche diese bedeutungsvolle Stadt in ihr Herz geschlossen haben. Dieses Buch ist aber auch für diejenigen wertvoll, die sich für den Besuch dieser Stadt vorbereiten oder es als Begleiter an Ort und Stelle benutzen wollen. Die jeweils dazugehörigen Texte enthalten Angaben, die mit Kenntnis der Materie in kürzester Fassung wiedergegeben sind. Es ist ein Buch, das jedem zu empfehlen ist. HEINZ BRASCH

OLIVER STATLER, *Das Gasthaus am Tokaido*, 392 S., illustriert, 8°. Hamburg, Rowohlt, 1963.

Oliver Statler, Mitarbeiter an den *Asahi Evening News*, in Tokyo, Verfasser mehrerer Monographien über japanische Kunst, lernte das Gasthaus Minaguchi in Okitsu am Tokaido als Angehöriger der amerikanischen Besetzungsmacht kennen und – nach seinen Worten – im Lauf der Jahre als den «japanischen Ort» schätzen, der ihn am «sichersten in den Bann der altehrwürdigen Höflichkeit» eines ihm lieb gewordenen Landes zog. Das Buch, das aus dieser Verbundenheit entstand, charakterisiert er selbst am besten: «Okitsu und Minaguchi-ya existieren wirklich ... Meine Geschichte ... ist teilweise Phantasie, meine Zuneigung zu dem Gasthaus und seiner Familie aber ist Wirklichkeit.»

Die Darstellung der Schicksale des Hauses und seiner Besitzer, deren zwanzigste Generation es heute führt, fußt zum großen Teil auf der Familienüberlieferung, da die Gästelisten, zusammen mit den verschiedensten Dokumenten, bei einem Brand in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verloren gingen. Sie beginnt mit Mochizuki, einem Lehensmann, der seinen Herrn verlor und in Okitsu an Stelle einer auf Ieyasus Geheiß zerstörten Befestigung ein Haus baut. Hier bitten immer mehr Reisende, die zwischen Kyoto und Edo unterwegs sind, um Unterkunft, und so wird die Familie fast wider Willen schließlich zu Gastwirten; ja, Meistern ihres Gewerbes, denen 1957 die Ehre widerfährt, Kaiser Hirohito und seine Gemahlin einige Tage beherbergen zu dürfen. (Die dem Kaiserpaar vorgesetzten Menüs beschließen die Geschichte.)

Das Buch macht auch dort, wo Statler historische Ereignisse und Personen rekonstruiert, um sie mit seinem Helden, dem Gasthaus, in Beziehung zu bringen, den Eindruck gewissenhafter Arbeit. Dennoch hat er dem Ganzen damit m. E. nicht unbedingt einen Dienst geleistet. Zwar liest es sich auf weite Strecken wie ein Ro-

man, läßt dafür aber den Leser häufig im Unklaren, wo er es mit einer Fiktion, gutgläubiger mündlicher Überlieferung und historischen Fakten zu tun hat. wmt.

PAUL DEMIÉVILLE, *Matériaux pour l'enseignement élémentaire du chinois. Ecriture, transcription, langue parlée nationale*. 2<sup>e</sup> édition révisée. III, 86, 73 pp., 4°. Paris, Adrien-Maisonneuve, 1963.

Die Erstausgabe dieses als Text- und Nachschlagebuch für den chinesischen Elementarunterricht bewährten Werkes, die zehn Jahre früher (1953) erschien, ist bereits hinreichend besprochen worden (siehe E. H. v. Tschärner in *Asiatische Studien* X, 1956, S. 153). Der Nestor der französischen Sinologie legt nun eine zweite, revidierte Auflage vor, bei der jedoch neben einer Reihe Verbesserungen und besserer Papierausstattung das Satzbild des nach Schreibmaschinenvorlage gedruckten Buches unverändert geblieben ist. Wenn es sich bei größerer Verbreitung des Werkes in Zukunft ermöglichen ließe, von Photo- auf Buchdruck überzugehen, würde das Buch an Übersicht und Deutlichkeit entscheidend gewinnen.

In der Neuauflage sind die Liste der Korrigenda der früheren Ausgabe berücksichtigt sowie weitere Druckfehler ausgemerzt worden. Neu erscheinen innerhalb der Phonem- und Silbentabelle (S. 34–43, 59–86) sowie im Vokabularteil die Äquivalente des in der Volksrepublik China entwickelten Pinyin-Alphabetsystems, auf das sich zusätzliche Fußnoten und ein Erläuterungsabschnitt (S. 56) beziehen. Auch dieses ist in Schreibmaschinenverfahren, zum Teil unter etwas herabgesetzter Deutlichkeit, als jeweils unterste Zeile angefügt. Außerdem sind die auf dem chinesischen Festland gegenwärtig im Druck gebrauchten verkürzten Zeichen an den betreffenden Stellen des Vokabulars nachgetragen. Eine Gesamtliste dieser 515 Zeichenverkürzungen ist jedoch nicht beigegeben. Außer einigen Ergänzungen des Textes (siehe S. 57, 58) gegenüber der früheren Ausgabe ist noch die auf einem besonderen Kartonblatt eingelegte Radikaltabelle zu erwähnen. MARTIN GRIMM

W. A. C. H. DOBSON, *Early Archaic Chinese. A Descriptive Grammar*. XXXI, 288 pp., 8°. Toronto, University of Toronto Press, 1962.

La grammaire de la langue chinoise du IV<sup>e</sup> et III<sup>e</sup> siècle avant J. C. (*Late Archaic Chinese, A Grammatical Study*), publiée par le Prof. Dobson en 1959, présentait deux innovations de grande importance: 1° les méthodes d'analyse grammaticale élaborées par la linguistique structurale et généralement employées aujourd'hui pour la description du chinois moderne y ont été pour la première fois appliquées à l'analyse du chinois classique et 2° pour la première fois également la description grammaticale ne portait plus sur l'ensemble vague d'une langue s'étendant sur presque trois millénaires, mais sur une période bien délimitée et décisive pour la formation du chinois littéraire. En fait, le chinois écrit, si on fait abstraction de styles «populaires» du

roman, du théâtre ou du langage tout à fait particulier des textes bouddhiques, se maintenait, depuis les Han, artificiellement dans les cadres d'un modèle inspiré par les classiques confucianistes. Mais dans ces classiques on trouve aussi bien la langue élaborée et codifiée par les auteurs du IV<sup>e</sup> et III<sup>e</sup> siècle que les textes dont au moins une partie remonte aux débuts de la dynastie des Tcheou; le «chinois classique» tel qu'il fut jusqu'à présent décrit dans les grammaires traditionnelles est donc une langue hybride mélangeant des éléments provenant des époques très diverses. Même en se rendant compte de divergences lexicales et grammaticales séparant les parties les plus anciennes du *Chou-king* ou des inscriptions des bronzes du XI<sup>e</sup>, X<sup>e</sup> siècle, de la langue d'un Meng-tseu ou de Tchouang-tseu, on interprétait tant bien que mal celles-là à la base de la même grammaire que celle-ci. En concentrant son analyse uniquement sur Meng-tseu, Mo-tseu, Tchouang-tseu ou le *Tso-tchouan*, M. Dobson a pour la première fois donné une description systématique, précise et exhaustive du système grammatical d'une langue authentique et homogène. Les avantages de cette méthode, même si elle obligeait certains philologues à renoncer à leurs habitudes et à apprendre à se servir de catégories plus abstraites de la linguistique structurale, furent tellement évidents que la parution du *Late Archaic Chinese* fut accueillie avec un véritable enthousiasme.

La grammaire du *Early Archaic Chinese* constitue une contrepartie indispensable de l'étude précédente. Elle applique les mêmes méthodes analytiques et descriptives à la période la plus ancienne de la prose chinoise: celle des inscriptions du XI<sup>e</sup> et X<sup>e</sup> siècle et des livres du *Chou-king* dont l'extrême ressemblance à ces inscriptions prouve qu'elles remontent réellement à la même époque des débuts de la dynastie des Tcheou occidentaux. L'analyse précise, complète et exactement délimitée dans le temps du langage de ces textes permet pour la première fois de saisir dans ses traits caractéristiques la langue de cette époque et de mesurer les très considérables différences qui la distinguent du chinois écrit cinq siècles plus tard. Ce n'est qu'en se servant de deux grammaires simultanément (et l'auteur a bien veillé à ce que la disposition des matières dans les deux livres fût rigoureusement parallèle) que l'on peut étudier l'évolution du chinois archaïque et de constater que ce qui jusqu'ici fut considéré comme le «chinois classique» est un mélange artificiel de deux langues sensiblement différentes.

Le travail du Prof. Dobson est en même temps la première grammaire pratique donnant aux étudiants du chinois le plus archaïque (il serait difficile de considérer les inscriptions encore plus anciennes des os divinatoires comme de la prose développée) un instrument de travail précis et adéquat aux faits. Ce but didactique apparaît dans l'adjonction à la grammaire du texte entier des 14 inscriptions et des six livres du *Chou-king* (en transcription *Gwoyeu Romatzyh*) suivi de traductions littérales et libres, commentées et accompagnées d'introduction historique concernant les événements et les personnages dont il est question dans ces textes.

Au point de vue didactique la méthode de présentation purement synchronique présente quelques désavantages : l'auteur est obligé de décrire en détails les faits et les constructions générales en chinois. Puisqu'il est impensable que quelqu'un qui ne connaît pas le chinois puisse s'attaquer à ces textes archaïques, il serait plus économique de se borner à la présentation de faits qui dans la langue de cette période diffèrent de ce qu'on trouve partout ailleurs. Mais en procédant ainsi on ne pourrait plus maintenir la méthode strictement synchronique de description. D'ailleurs l'appendice I de la grammaire supplée partiellement à cette omission : il présente une comparaison systématique des divergences entre le «early archaic chinese» et le «late archaic chinese». On aurait préféré que cette comparaison soit moins schématique, puisqu'elle facilite considérablement la compréhension des textes Tcheou. La différence entre ces deux étapes du chinois classique apparaît également dans le domaine du vocabulaire. L'auteur s'occupe partiellement de cette différence dans l'appendice II qui examine l'évolution sémantique à la base de statistique ainsi que dans le «lexicon and index of words treated at some length». Toutefois les vocables étudiés dans ces lexiques le sont presque exclusivement du point de vue de fonctions grammaticales que ces mots remplissent. Cette constatation n'est pas un reproche, puisqu'il s'agit d'une grammaire et non pas d'un dictionnaire. Mais lorsqu'on voit à quel point la séparation systématique des deux étapes les plus marquantes du chinois archaïque facilite l'interprétation des textes, il serait souhaitable de voir accomplir le même travail pour le vocabulaire, non seulement pour les mots «cénomatiques», mais aussi par ex. pour les différences sémantiques de certains composés dans diverses époques du chinois classique. Dans les dictionnaires usuels même les plus complets ces significations divergentes sont présentées pêle-mêle sans distinctions chronologiques. Et comme le livre de M. Dobson sera probablement pour longtemps l'unique «manuel» du chinois archaïque, il est dommage que ces faits n'y aient pas été présentés de manière plus systématique et qu'on doive les déduire indirectement des traductions jointes aux textes.

CONSTANTIN REGAMEY

W. A. C. H. DOBSON, *Late Han Chinese. A Study of the Archaic-Han Shift*. XXIV, 138 pp., 8°. Toronto, University of Toronto Press, 1964.

Après avoir étudié dans les ouvrages dont je viens de parler deux types les plus caractéristiques du chinois archaïque, M. Dobson applique la même méthode à l'examen des étapes intermédiaires. Il l'a fait sous forme d'article dans *Studies in Middle Archaic Chinese – The Spring and Autumn Annals* (*T'oung Pao* 1963, L. 1-3, pp. 221-238) et maintenant, dans son dernier livre, il passe à l'étude d'un problème plus spécial, celui de la formation du «chinois classique» à la base de différentes étapes de la langue archaïque. Le «Early Archaic Chinese» et le «Late Archaic Chinese» étaient séparés par cinq siècles. En faisant un nouveau bond de cinq siècles on se retrouve au II<sup>e</sup> siècle de notre ère, à la fin de la dynastie des Han. Les auteurs de cette époque

utilisaient souvent la langue archaïque, et ce style artificiel ne nous renseigne pas sur l'évolution réelle du langage. Mais le texte choisi comme base de son étude par M. Dobson, le *Meng tseu tchang keou* de Tchao-k'i contient d'une part des « sommaires » du texte de Mencius, rédigés précisément en une langue artificielle archaïsante et, d'autre part, des « commentaires » dans lesquels le texte de Mencius est paraphrasé ou plutôt traduit, à l'usage des débutants, en Chinois littéraire courant de l'époque. La comparaison minutieuse de ces paraphrases avec le texte original permet à l'auteur d'examiner l'évolution que la langue a faite en ces cinq siècles et de découvrir l'important « déplacement » de fonctions des « mots pleins » et « mots vides » qui s'est opéré dans ce laps de temps, ainsi que des mutations syntaxiques qui laissent prévoir déjà le système du chinois moderne.

La précision du travail est aussi remarquable que dans les études précédentes de l'auteur. S'il continue le travail dans la même ligne – et il en a bien l'intention – l'ensemble de ses études monographiques constituera une base monumentale pour la première véritable grammaire historique de la langue chinoise.

CONSTANTIN REGAMEY

ANDRÉ ECKARDT, *Laotsees Gedankenwelt, nach dem Tao-Te-King*. 186 S., 8°. Baden-Baden/Frankfurt am Main, Verlag August Lutzeyer, 1957.

ANDRÉ ECKART, *Laotse, Das Buch von der großen Weisheit*. Deutsch von Prof. Dr. André Eckardt. 81 S., 8°. 2. Auflage, Baden-Baden/Frankfurt am Main, Verlag August Lutzeyer, 1964.

Der Autor stellt sich in *Laotsees Gedankenwelt* zum Ziel, neben seine schon früher erschienene Übersetzung des *Tao tê ching* (die 2. Auflage erschien schon 1956) eine systematische Übersicht des gedanklichen Inhaltes dieses Textes zu stellen. Denn « was uns ... fehlte, war eine zusammenhängende philosophische Würdigung des ungemein schwierigen Gedankenganges und Lehrsystems Laotsees » (*Gedankenwelt*, Vorwort S. 5). Diese Bemerkung ist etwas befremdend nach den vielen Ausführungen über Laotzü und seine Gedankenwelt in der abendländischen Literatur.

Was hat der Autor dann gemeint? Wir müssen uns dazu zuerst seinen systematischen Ausführungen zuwenden: eine kurze Einführung über Laotzüs Leben und Werk (fast völlig überholt und wissenschaftlich unhaltbar), dann über die Eigenart der Sprache des *Tao tê ching*, über den *Tao*-Begriff und das *Tao* als Gottesbegriff, über den Ich-Begriff, den Begriff des *Tê*, über Laotzüs Erkenntnistheorie, über « die Schöpfung als Tat », über die *Coincidentia Oppositorum*, und schließlich über die Folgen seiner Lehre für die Menschenwelt: den Herrscher, die Gesellschaft, Krieg und Frieden und Leben und Tod.

Aus der Fülle dieser Ausführungen können wir drei Hauptmomente ersehen, die wir hier kurz besprechen:

1. Das Moment der Übersetzung, mit dem der Autor sich eingehend befaßt hat.

Wie er selbst weiß, ist jede Übersetzung Interpretation – aber deshalb ist die Verführung auch groß, aus einer Idee heraus den Text so zu lesen und zu deuten, daß man sich fragt, ob das noch Übersetzung ist. Zum Beispiel S. 55 und 66 übersetzt der Autor den Satz *wu-wei érh wu pu-wei* mit «[*Tao* ist ewig] ohne Handeln und nichts ist, was er nicht schuf»; S. 77 jedoch übersetzt er: «(Wer im *Tao* wandelt) ... ist regungslos und doch bleibt nichts ungetan.» Das Hineinbringen der Kategorie der Schöpfung (vgl. auch den Abschnitt «Die Schöpfung als Tat», S. 113 ff.) ist im naturalistischen Gedankenklima des frühen Taoismus fragwürdig, weil «Schöpfung» eine weitgehend von der jüdisch-christlichen Gedankenwelt bestimmter Begriff ist und die Kategorien von Schöpfer und Geschöpf voraussetzt. S. 95 steht: «Äußeres Wissen ist des *Tao* Schein und der Torheit Anfang.» Was aber Prof. Eckardt mit «äußeres Wissen» übersetzt hat, ist *ch'ien-shih*, «Vorbedacht» in der von ihm zitierten Wilhelmschen Übersetzung. Das ganze steht in einem Passus, der gegen den aristokratisch-prometheischen Geist des Konfuzianismus polemisiert, und gehört also zum Gedankengang, daß man möglichst wenig in den natürlichen Lauf der Dinge eingreifen soll. Der Autor macht seine Übersetzung «äußeres Wissen» zu einer wichtigen Textstelle zur Erklärung von Laotzüs erkenntnistheoretischen Ansichten, und stellt es gegenüber ein «inneres Wissen». Also geht es hier nicht um eine Erkenntnistheorie Laotzüs, sondern um erkenntnistheoretische Ansätze, die Prof. Eckardt in einem andersgerichteten Laotzü-Text zu entdecken meint.

So könnten wir noch mehr Beispiele geben, die zu der Konklusion drängen, daß die Übersetzung des Autors mit großer Vorsicht benutzt werden soll.

2. Das bringt uns zum zweiten Moment: dem Moment der Deutung des Textes in Vergleichung mit anderen Übersetzungen. Denn Prof. Eckardt hat sich sehr viel Mühe gegeben, seinen Ansichten die anderen abendländischen Interpreten hinzuzufügen. Das korrigiert teilweise die unter Punkt 1 genannte Gefahr, und es zeigt weiter den an sich sehr interessanten Aspekt einer abendländischen Laotzü-Tradition, die sich in mancher Hinsicht völlig von China losgelöst hat. So ist z. B. die Hypothese, Laotzü habe auf seiner Reise nach dem Westen den Juden im babylonischen Exil begegnet und von ihnen den Namen Jahweh übernommen (S. 14, 52 ff.) eine ganz und gar abendländische. Prof. Eckardt ist diesen und anderen Behauptungen gegenüber ganz nüchtern, jedoch ist es zu bedauern, daß bei aller Andacht, die er abendländischen Meinungen widmet, die Interpretationen und textkritischen Arbeiten vieler chinesischer Gelehrter unbeachtet geblieben sind. So wird z. B. S. 104, zu «so ist es vor allem die Entfaltung, auf die ich zu achten habe», die einzige von einem Chinesen (Lin Yü-t'ang) gemachte Übersetzung «würde ich die Nebenwege vermeiden» als mißverständlich vom Autor abgelehnt; diese Übersetzung aber ist textkritisch viel besser begründet, hat doch ein großer Gelehrter der Mandschu-Zeit erforscht, daß das Wort *shih*, von Prof. Eckardt mit «Entfaltung» übersetzt, hier für ein anderes Wort steht, das «Irrlehre, Irrweg» bedeutet.

3. Das wichtigste Moment des Buches ist aber Prof. Eckardts eigene Interpretation, d. h. die von ihm philosophisch begründete Reaktion seines Verständnisses dem Text gegenüber. Dieses Anliegen wird sehr klar ausgedrückt in den Worten des Autors, S. 134: «In der meisterhaften Verbindung von philosophischer Spekulation und ethischer Forderung liegt der Wert des Tao-Te-King begründet: es ist keine Lektüre der Unterhaltung, es ist ein Lebensbuch voll tiefer Wahrheiten, aus denen täglich und stündlich gelernt werden kann.»

Hier liegt nach unserer Meinung der größte Wert dieser Publikation: sie ist die Berührung eines tiefschauenden und feinfühligem Menschen des Abendlandes mit einem aus seiner unmittelbaren Umwelt losgelösten, durch seinen aphoristischen Weisheitsstil jedoch in allen Zeiten und für alle Menschen unwiderstehlich fesselnden Text. Hier wird der Interpretator eher zum Propheten, zum Weisen, der durch seine Betrachtungen seine eigene Zeit verreichert.

Es ist aber schade, daß dieses dritte Moment nicht von den anderen zwei losgelöst werden kann; denn so bekommt der Laie den Eindruck, daß er zugleich eine zuverlässige Einführung in die Gedankenwelt des *Tao té ching* bekommt. In dieser Hinsicht aber sind noch immer die sich auf solider chinesischer Textkritik stützenden Arbeiten von Waley, Duyvendak und Wilhelm vorzuziehen, denen noch die neue Übersetzung mit vorzüglicher Einleitung von D. C. Lau (*Lao Tzu, Tao Te Ching*, Penguin Classics 1963) hinzugefügt werden kann.

Marcel Granet hat zwar durchaus recht, wenn er von einer textgetreuen Übersetzung (der 1842 von Stanislas Julien veröffentlichten) sagt: «Parfaitement consciencieuse, elle ne trahit pas le texte, mais elle ne permet pas non plus de le comprendre» (*La pensée chinoise*, S. 503, N. 1); die eigentliche Arbeit ist die Interpretation. Dennoch kann sie einer textkritischen Vorstufe nicht entbehren, sonst wird ihr unnötigerweise in ihrem Anliegen geschadet.

R. P. KRAMERS

LAO TSE, *Tao Te King*. Traité sur le Principe et l'Art de la Vie des Vieux Maîtres de la Chine. Introduction, traduction, glose, commentaires et notes par JACQUES LIONNET. 205 S., 4°. Paris, Adrien-Maisonneuve, 1962.

Das Buch gliedert sich in eine Einführung (S. 5–57) und die Übersetzung mit Anmerkungen (S. 59–205). Im ersten der fünf Abschnitte der Einführung gibt der Autor einen Überblick über die «Geschichte» Chinas bis zur Zeit des Lao-tzu, und Namen – alle in der oft willkürlichen oder verdruckten Form des Autors – wie Si Wang-mu; Fu-hi, «mit dem die eigentliche Geschichte Chinas im Jahre 2852 v. Chr. beginnt»; seine Schwester Niu-hua; Shen-nung, «der den Thron in –2737 bestieg»; Hien-huan, der «das Haupt der kriegerischen Klasse oder Hundert Familien (Pasin) war» usw. bis hinab zu Yao, Shun und Yu und den Herrschern der Shang- und Chou-Dynastie erscheinen in einer unentwirrbaren Mischung von Historie und

Mythe. Der zweite Abschnitt gibt einen Abriss der Lebensgeschichte des Lao-tzu, in der Dichtung und Wahrheit ebenfalls durcheinander dargeboten werden. Lediglich zur Frage der Existenz des Lao-tzu sagt Lionnet: «Certains ont affirmé que Lao-tse n'a jamais existé, d'autres qu'il y a eu deux ou trois personnages de ce nom. Tout cela importe peu, car l'influence qu'a joué le Taoïsme dans tous les domaines de la pensée et de la civilisation chinoise dépasse immensément le cadre individuel» (S. 27). Damit ist nichts Neues gesagt, aber wenigstens ein – wenn auch vager – Standpunkt bezogen in der sonst frei oder wörtlich nach Szu-ma Ch'ien oder «Pankou»'s «Yi-wen She» dargestellten Lebensbeschreibung «des» Lao-tzu. Der dritte Abschnitt bringt Angaben über die Erfindung der Schrift, das Tao-te-king und – im Zusammenhang mit dem 81teiligen Aufbau des Werkes – weitausholende, sehr spekulative geomantisch-geographische Exkurse nach Theorien von G. Georgel, «Les Rythmes dans l'Histoire et les Quatre Ages de l'Humanité». Der vierte Abschnitt beginnt mit weiteren Ausführungen über die chinesische Schrift, das Schicksal der Bücher unter dem Ersten Kaiser sowie die Entwicklung des Taoismus, bis in die Han-Zeit. Auch hier steht der Nichteingeweihte einer ungeahnten Vermengung von Tradition und Wahrheit gegenüber. So hält zum Beispiel Lionnet es für nötig, der Überlieferung zu folgen und zu sagen: «C'est de 240 avant J.-C. que date l'invention du pinceau ou plutôt la généralisation de son emploi ...» (S. 44), während wir aus den Ausgrabungen von Anyang wissen, daß der Pinsel bereits tausend Jahre früher erfunden war, mag auch die allgemeine Verwendung wirklich erst einige Jahrhunderte später erfolgt sein. Im fünften Abschnitt der Einleitung gibt der Autor eine Erklärung zu seiner Übersetzung: «Pour établir la présente traduction, nous avons utilisé plusieurs textes chinois anciens et modernes dont les références sont, hélas, perdues, également les meilleurs traductions accessibles ... Dans la mesure du possible, nous avons donné les sources en abrégé, une table à cet effet précède la traduction» (S. 57). Sieht man sich diese Quellen und Übersetzungen an, so findet man Namen wie Aristoteles, Balthasar Gracian, Paul Claudel, Dante Alighieri, Johannes Scotus Eriugena, Granet, Heraklit, Nicolaus Cusanus, Rabelais usw. und insgesamt nur drei Übersetzungen des Tao-te-king, nämlich die von Julien, Pauthier und Wieger, erwähnt; als einziger chinesischer Kommentar ist Wang Pi angegeben.

Nach Durchsicht der Einleitung und Quellenangaben geht man mit Bedenken zum Übersetzungsteil über und stellt bald fest, daß es sich nicht um eine streng philologische Auseinandersetzung mit dem chinesischen Text handelt, sondern um eine oft frei empfundene Paraphrase und Interpretation. Die Schlußsätze des 1. Kapitels bei Lao-tzu, in denen vom Nicht-Sein und Sein die Rede ist, lauten in der Übersetzung von Duyvendak («Le Livre de la Voie et de la Vertu, Paris 1953, S. 3») wie folgt: «Ces deux, bien qu'ils aient une origine commune, sont désignés par des termes différents. Ce qu'ils ont en commun, je l'appelle le Mystère, le Mystère Suprême, la porte de tous les prodiges.» Bei Lionnet (S. 63/64) hingegen:

« Ces deux phases sont identiques,  
 Comme les deux plateaux d'une balance,  
 Lorsqu'elles se produisent (à l'origine),  
 Pour la parfaite harmonie de l'universel.  
 Elles prennent des noms différents.  
 Période avant le Ciel, période après le Ciel.  
 Cette identité est le mystérieux fil bleu,  
 Auquel est suspendue la lumière du soleil et de la lune,  
 D'un bleu toujours et encore plus bleu,  
 Le bleu assombri touche au noir,  
 La porte à deux battants de toutes les essences.  
 Mystères, merveilles et puissances de l'univers.»

In einer Fußnote ist angemerkt, daß es sich bei dem «mysteriösen blauen Faden» um einen «Point caché enveloppé d'azur, ciel des cieux, cîme du spirituel» handelt.

Oder: die ersten vier Sätze des 4. Kapitels lauten bei Duyvendak: «La Voie est vide; malgré son emploi elle ne se remplit jamais. Qu'elle est insondable, comme l'aïeule des dix mille êtres!» Bei Lionnet (S. 69) hingegen:

«(Vaste, haute et vide) la Voie s'élève en spirale  
 Et sert de vase sans jamais se remplir.  
 Le plein Yang et le creux Yin de la Voie  
 Peuvent être comparés à un vase (graal).  
 Abîme (lieu de repos du dragon, entité abyssale),  
 Elle semble être la souche, foyer des dix mille êtres.  
 La Voie est en eux, mais on n'en connaît pas la place (WT).»

Die eingerückten Zeilen sind in den Übersetzungstext eingeschobene Interpretationen. WT bedeutet: «Wen-tse. Trad. C. de Harlez.»

Die Beispiele genügen, um auch dem Außenstehenden zu zeigen, daß wir mit «Übersetzungen» solcher Art in der Lao-tzu-Forschung schwerlich weiterkommen. Man kann heute kein gewissenhaftes, förderndes Studium des Tao-te-king mehr betreiben, ohne die gründlichen und gelehrten Arbeiten japanischer Forscher zu kennen; ich denke vor allem an die vorzügliche Arbeit von Kimura Eiichi: «Rôshi no shin-kenkyû» (Sôbunsha, Tokio 1959), und eine Reihe anderer. Eine zuverlässige Zusammenfassung dieser Forschungen ist die dringendste Forderung. Darauf hat – längst fällig – Hurvitz in seiner Besprechung (MS XX. 1961, S. 311–367) hingewiesen, und ich möchte mich an dieser Stelle diesem Hinweis mit Nachdruck anschließen. Wer weiß, daß im gleichen Verlage (Adrien-Maisonneuve) neun Jahre früher Duyvendaks gediegene Übertragung des Tao-te-king erschienen ist, legt dieses Buch Lionnets mit einigem Erstaunen und einiger Enttäuschung aus der Hand.

ALFRED HOFFMANN

GOTTFRIED-KARL KINDERMANN (Herausgeber), *Konfuzianismus, Sunyatsenismus und chinesischer Kommunismus*. Chinesische Dokumente. 284 S., 8°. Freiburg im Breisgau, Verlag Rombach, 1963.

Wenn sich ein deutschsprachiger Leser über Fragen der Entwicklung des modernen chinesischen politischen Denkens orientieren will, so stehen ihm, abgesehen von einer reichen Auswahl aus dem Bereich des Kommunismus, nur sehr wenige Werke zur Verfügung. Daher wird er erwartungsvoll zu dem vorliegenden Buch greifen, aus dessen Untertitel hervorgeht, daß es «Dokumente zur Begründung und Selbstdarstellung des chinesischen Nationalismus» bieten will. Dem Herausgeber geht es vor allem um die Frage, wie der chinesische Nationalismus sich selbst «im Spannungsfeld zwischen den polaren Kräften konfuzianischer Tradition und kommunistischer Revolution» sieht.

Neun Männer kommen zu Wort, die für die Entwicklung des modernen chinesischen Nationalismus von entscheidender Bedeutung waren. Den meisten Raum überläßt der Herausgeber Sun Yat-sen als Schöpfer der Lehre von den drei Grundrechten und Chiang Kai-shek, der seit 38 Jahren in führender politischer Stellung die von Sun Yat-sen geprägten Ideen in der Praxis vertritt. Weitere Beiträge stammen von Hu Shih, Tai Chi-t'ao, Carsun Chang, Yeh Kung-chao, Huang Chi-lu und Chen Cheng. Indem der Herausgeber die einzelnen Autoren kurz vorstellt und, wenn nötig, die Texte mit einer knappen Einleitung erläutert, erleichtert er auch dem mit der Materie nicht näher vertrauten Leser das Verständnis. So entstand die umfassendste Auswahl sunyatsenistischer Texte in deutscher Sprache.

Die Dokumente, die naturgemäß meist nur Auszüge aus politischen Reden und Schriften sind, werden zunächst von Kindermann in einer systematischen Einführung auf 56 Seiten in bezug auf die Fragestellung analysiert. Von besonderem Interesse sind hier die Ausführungen über das Verhältnis Konfuzianismus–chinesischer Kommunismus, in denen die wesentlichen Gemeinsamkeiten und Gegensätze beider philosophischen Systeme gegenübergestellt werden.

In dem Abschnitt «Konfuzianismus und Sunyatsenismus» skizziert Kindermann, welche Elemente der konfuzianischen Tradition von Sun Yat-sen übernommen und in Verbindung mit westlichen Ideen weiterentwickelt wurden, und kommt zu dem Schluß, daß «die politische Philosophie Sun Yat-sens ... als synkretistischer Versuch zu einer ergänzenden Verbindung ausgewählter Elemente der konfuzianischen Kulturtradition mit ausgewählten Ideen und Institutionen des okzidental-kulturkreises» erscheint.

Ein weiterer Abschnitt behandelt das Verhältnis zwischen Sun Yat-sen und den Kommunisten. Der Kommunismus sieht in Sun Yat-sen einerseits den antifeudalistischen und antiimperialistischen Revolutionär, den man schätzt und vor allem wegen seines großen Ansehens im chinesischen Volk nicht zu verurteilen wagt,

zum anderen den reaktionären Sozialreformer. Dagegen bewunderte Sun Yat-sen am Bolschewismus seine Schlagkraft und seine antiimperialistische Haltung, verdammt aber seine geistigen Grundlagen und besonders seine brutal durchgeführten Sozialreformen.

Besonders aktuell sind die Abschnitte über die Persönlichkeit Sun Yat-sens und den Sunyatsenismus heute, sowie die Anmerkungen über die jüngste Entwicklung der Einschätzung des Konfuzianismus im roten China.

Eine Zeittafel mit den chinesischen Dynastien und Daten der wichtigsten Philosophen sowie eine weitere ausführliche zur jüngsten chinesischen Geschichte erleichtern die Orientierung, während ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis, das bis auf eine Ausnahme allerdings nur Werke in deutscher, englischer und chinesischer Sprache anführt, Anregungen zu weiterer Beschäftigung mit dem Thema gibt.

Den fachlich interessierten Leser würde in manchen Fällen interessieren, von wem und aus welcher Sprache bestimmte Texte übersetzt wurden.

KLAUS WALTHER

WANG GUNGWU, *The Structure of Power in North China during the Five Dynasties*. 257 S., 8°. Kuala Lumpur, University of Malaya Press, 1963.

In der vorliegenden Studie befaßt sich Wang Gungwu mit einer Zeit, die in der traditionellen chinesischen Geschichtsauffassung als eine Periode der staatlichen und moralischen Zerrüttung gilt, als ein Musterbeispiel der Anarchie, die unweigerlich dem Zusammenbruch des konfuzianischen Systems folgen mußte. Der Autor versucht in seiner Arbeit – einer Dissertation für den Grad des Ph. D. an der Universität London – «einige der Wesenszüge der Fünf Dynastien [906 bis 960 n. Chr.] im Lichte der Ereignisse, der Änderungen in den politischen Institutionen sowie der Entscheidungen der Männer in den Machtpositionen zu erklären».

Der besondere, von den bisherigen Darstellungen abweichende Charakter wird bereits deutlich durch die Wahl der Zeit, welcher der Verfasser seine Aufmerksamkeit zuwendet; indem er seine Nachforschungen in der Hauptsache auf den Zeitraum von 883 bis 947 n. Chr. ausdehnt, distanziert er sich von der bisher üblichen Methode der Gleichschaltung dynastischer und historischer Vorgänge. Wie er bereits in der Einleitung zu verstehen gibt, ist er nicht bestrebt, seine Darstellung nach den konfuzianischen Prinzipien der Moralität und der Legitimität auszurichten, sondern nach dem Kriterium der Macht; auf diese Weise sucht er zu einer Bewertung der Verhältnisse zu gelangen, die frei ist von den vorgefaßten Meinungen rein konfuzianisch orientierter chinesischer Historiker.

Zunächst analysiert der Autor die Zustände nach der Rebellion des Huang Ch'ao (884 niedergeschlagen); der Leser verfolgt, wie durch Palastintrigen, Beste-

chungen und blutige Aufstände die Kontrollgewalt der – zum Schluß nur noch nominell existierenden – T'ang-Zentralregierung über die Provinzen systematisch reduziert wird. Als erfolgreichster der zahlreichen Militärgouverneure geht schließlich Chu Wen (Chu Ch'üan-chung) hervor, ein ehemaliger Unterführer des Huang Ch'ao und späterer Gründer der Liang-Dynastie (907–923). Der Verfasser stellt alle wichtigen Persönlichkeiten zunächst in einer Kurzbiographie vor, ehe er sie in die betreffende Zeit einordnet, und zeigt dann ausführlich am Beispiel des Aufstieges von Chu Wen und der verschiedenen Entwicklungsstadien seiner Macht die Grundlagen, auf die sich das Machtgefüge der Provinzialherrscher (chieh-tu shih) aufbaut. Immer wieder richtet er sein ganz besonderes Augenmerk auf die von einem Kaiser zum anderen wechselnde Stellung der Eunuchen und der aristokratischen Beamtenschicht der «bureaucrats».

Im letzten Teil seines Buches betrachtet Wang Gungwu Ursache und Bedeutung des Niederganges der provinziellen Machthaber: während sich bis 926 in der Struktur und der Position der Lokalregierungen keine bemerkenswerten Änderungen abzeichnen, ist in den folgenden Jahrzehnten ein Charakteristikum der kaiserlichen Politik die Beschneidung der Machtbefugnisse der Militärgouverneure. Der Nachfolger des türkischen T'ang-Restaurators Li Ts'un-hsü, der erfolgreiche Li Ssu-yüan (Mingtsung, reg. 926–933), legt mit der Schaffung einer schlagkräftigen kaiserlichen Armee den Grundstein zu einer Neukonsolidierung der Macht des Hofes über die Provinzen. Diese grundlegende Entwicklung wird bereits mit dem Ende des Kitan-Interregnums und der folgenden Gründung der Han-Dynastie (947) als im wesentlichen beendet angesehen.

Im Anhang setzt Wang sich mit dem besonderen Verhältnis der Gebiete von Ho-tung und Ho-pei auseinander und betont nochmals die Wichtigkeit des richtigen Verständnisses einer gewissen Kontinuität der Entwicklung innerhalb des wechselvollen 60jährigen Integrationsprozesses, die schließlich den Zusammenschluß der 30 kleinen Provinzen Nordchinas zu einer großen «Provinz» (die von nun an als Ganzes den «anderen, feindlichen Provinzen in Mittel-, West- und Südchina gegenübersteht») herbeiführt. Diesen Prozeß betrachtet er als einen bei der Beurteilung der Sung-Gründung höchst wichtigen Faktor – im Gegensatz zu den konfuzianischen Geschichtsschreibern, welche die Sung-Zeit so weit wie nur möglich von den Fünf Dynastien zu trennen suchten «in order to give the Sung-founders the credit for re-establishing the Confucian state».

6 Karten und 16 Tabellen mit statistischen Angaben über die führenden Militärs tragen dazu bei, die Entwicklung zu veranschaulichen; zahlreiche Fußnoten enthalten Anmerkungen sowie genaue Stellenangaben aus den 11 wichtigsten chinesischen Quellenwerken; ein umfangreicher Index mit den Schriftzeichen sämtlicher chinesischer Namen – wertvoll für den Sinologen – rundet das Werk ab. – Der aufmerksame Leser sieht hier eine interessante und an Wechselfällen reiche

Zeit der chinesischen Geschichte aus einem Blickwinkel, der gegenüber den konventionellen Darstellungen manches Neue offenbart. PETER LEIMBIGLER

BENJAMIN E. WALLACKER, *The Huai-Nan-Tzu, Book Eleven: Behavior, Culture and the Cosmos*. American Oriental Series, vol. 48. 88 pp., 4°. New Haven Connecticut, American Oriental Society, 1962.

Das Werk Huai-nan-tzu ist neben dem Ch'un-ch'iu fan-lu als wichtigstes philosophisches Werk der frühen Han-Zeit erwachsen, und demzufolge wurde sein Gedankengut von einer Geschichtsperiode, in der Koordinierung und Konsolidierung im Vordergrund standen, geprägt.

Liu An (gest. 122 v. Chr.), Prinz von Huai-nan und Enkel von Kao-tzu, dem ersten Herrscher der Han-Zeit, hat zusammen mit Gelehrten, die an seinem Hofe lebten, das Huai-nan-tzu verfaßt, ein Werk, das vorwiegend der taoistischen Gedankenwelt verpflichtet, aber durch konfuzianische, rechts- und staatsphilosophische und andere Einflüsse modifiziert ist.

B. E. Wallacker gibt einleitend einen kurzen Abriß über Autorenschaft und erste Kommentatoren des Huai-nan-tzu und zeigt dann den Platz, den dieses Werk, von heute aus gesehen, in der frühen Han-Zeit eingenommen hat. Der Autor greift nun aus diesem Werke, das gesamthaft 21 Kapitel aufweist, Kapitel 11 heraus: Zunächst faßt er es kurz zusammen und geht dann zu seinem Hauptanliegen, der eigentlichen Übersetzung, über. Diese Übersetzung ist sehr sorgfältig ausgeführt und mit bedeutendem kritischem Apparat untermauert. Man ist dem Verfasser dankbar für die Erschließung dieses Textes, bedeutet doch gerade bei philosophischen Werken eine gute Übersetzung unausweichliche Voraussetzung zu weiteren Untersuchungen.

ARIANE RUMP

MARGARET MEDLEY, *A Handbook of Chinese art for collectors and students*. 140 pp., nombreuses illustrations. 8°, Londres, G. Bell, 1964.

Ouvrage pour débutants, si l'on veut, que celui de M. Medley, ce qui est pour nous tout autre chose qu'une note dépréciative: qu'y a-t-il au contraire de plus prestigieux que le livre où l'on a puisé les premières notions d'un art, d'une civilisation? Ainsi on peut facilement imaginer la passion avec laquelle le futur collectionneur ou amateur prendra connaissance des différentes formes des porcelaines, des bronzes anciens ou des jades d'après les figures au trait – d'autant plus suggestives qu'elles disent moins – qui constituent l'apparat iconographique: 18 planches reproduisant 270 objets ou motifs, plus une carte géographique.

Le manuel est divisé en 7 chapitres: bronzes, bouddhisme, céramique, décor (de la porcelaine surtout), jades, peinture et divers. Chaque partie est formée par une liste alphabétique d'articles, tandis qu'un index final réunit tous les termes utilisés,

plus de 700, en renvoyant à la page où la pièce ou le thème est décrit ou analysé. Un livre qui se veut élémentaire, qui l'est, mais avec exactitude et précision et qui, par le nombre des sujets esquissés est la plus attrayante invitation à poursuivre plus avant dans le domaine choisi. Pour cela, tous les chapitres sont suivis d'une bibliographie, courte, mais mentionnant les meilleurs livres où l'étudiant pourra approfondir ses recherches.

A vrai dire, il ne s'agit pas uniquement d'un livre pour commençants : il reproduit notamment de nombreux symboles taoïstes ou bouddhiques fréquents dans toutes les manifestations de l'art oriental (pl. 12 à 14), ainsi que les marques des règnes Ming et Ts'ing permettant de dater les céramiques (pp. 128 et 129). Ce sont là des éléments qui, le plus souvent, ne se trouvent réunis que dans des ouvrages spéciaux et rares, d'une certaine importance et d'un prix beaucoup moins abordable. P. JAQUILLARD

ERNEST F. FENOLLOSA, *Epochs of Chinese and Japanese Art. An outline history of East Asiatic design*. New and revised edition, with copious notes by Professor PETRUCCI. 2 vol. de XXXVII et 204, XII et 235 pp., richement illustrés, 8°. New York, Dover, 1963.

Les Etats-Unis – peut-être parce que le Pacifique les place vis-à-vis, quoiqu'à une grande distance, de l'Asie – font figure de pionniers dans la connaissance des arts extrême-orientaux : c'est ce que laisse entendre Osvald Sirén dans l'introduction de ses *Peintures chinoises dans les collections américaines*. L'une des personnalités les plus marquantes en ce domaine a été E. Fenollosa. Il fut élève de Harvard jusqu'en 1878, date à laquelle on l'appela à l'université de Tokyo, pour y enseigner la logique, l'esthétique et la philosophie. Sirén souligne aussi que Fenollosa s'occupa des arts anciens du Japon et de ceux de la Chine, pour autant que ces derniers étaient représentés dans le royaume du Soleil Levant. En 1890, il devint conservateur du département est-asiatique du musée de Boston (qui était déjà considérable), poste qu'il n'occupait que cinq ans, mais en y déployant une activité qui semble avoir été en proportion inverse du temps relativement court qu'a duré son mandat.

L'influence de Fenollosa devait se prolonger après sa mort, en 1908, par son œuvre *Epochs of Chinese and Japanese Art*, publiée pour la première fois par sa femme Mary en 1912. On voit donc que si son action remonte à la fin des années 70, la publication de son ouvrage rejoint la date de l'exposition de peinture chinoise au Musée Cernuschi (été 1912), que devait consacrer le premier volume d'*Ars Asiatica*, paru en 1914. La deuxième édition des *Epochs*, en 1913, est pourvue de notes dues à Raphaël Petrucci, qui avait déjà publié, fin 1910, sa superbe *Philosophie de la nature dans l'Art d'Extrême-Orient*, basée sur des sources traduites par Giles ou Chavannes, mais qui venait de terminer sa traduction presque intégrale du *Traité de peinture du jardin grand comme un Grain de Moutarde* pour la revue T'oung Pao, où ce texte sortit en 1912 également.

Nous mentionnons ces faits pour montrer que les ouvrages importants concernant l'art extrême-oriental ont paru en même temps, qu'ils étaient encore assez peu nombreux et que celui de Fenollosa – comme les autres d'ailleurs et pour jouer sur les mots – fit époque dans l'histoire de la connaissance que l'Occident a acquise peu à peu de l'Orient : c'est la raison pour laquelle les études du savant américain ont été rééditées en 1963, d'après le texte de 1913 commenté par Petrucci.

Si ces deux volumes ont suivi de quatre ans la mort de leur auteur, ils ont été écrits quinze ans avant son décès. Cet ouvrage devait donc dater peut-être déjà quelque peu, paraissant la même année que le *Grain de Moutarde* – source directe, celle-là – et ne traitant l'art chinois qu'à travers le Japon, Sirén le laisse entendre, on l'a vu, comme un Jean-Pierre Dubosc devait le faire en 1950, dans un article d'*Oriental Art* assez important pour avoir été cité, à un autre point de vue, par J. Cahill dans sa *Peinture chinoise* (Skira, 1960). Pourtant, si le nom des peintres chinois, par exemple, est donné par Fenollosa dans les transcriptions venant du pays où il séjourna, un index, dû à Petrucci, énumère les transcriptions actuelles chinoises avec celles de Fenollosa entre crochets, tandis que l'index de l'auteur contient aussi les noms chinois, en renvoyant à ceux qui sont adoptés par les historiens d'art japonais.

C'est là une « mise à jour » partielle, mais utile. Par ailleurs l'ouvrage reste précieux, car il en est peu qui puissent donner, à un prix relativement modique, cinq dollars, plus de 450 pages de texte, près de 250 illustrations se rapportant aux sujets les plus divers, ceux-ci comportant des aperçus qui restent à l'ordre du jour, si nous ne faisons erreur, comme les ressemblances artistiques qu'on rencontre sur les deux rives du Pacifique. Fenollosa parle de l'art chinois ancien, de celui des Han, de l'influence de la Mésopotamie, de l'art bouddhique au Japon à toutes les époques et de plus d'un aspect de la pensée extrême-orientale.

Certes, on n'y voit ni l'estampe chinoise (non encore connue en Occident), ni l'admirable sculpture bouddhique des Wei, ni les peintures de Toun Houang, car les voyages, et surtout les publications des von Le Coq, Aurel Stein ou Pelliot sont postérieures ; certes ces deux volumes demeurent d'une lecture difficile aujourd'hui, par la nécessité de retraduire chaque fois les noms chinois à partir des transcriptions japonaises, d'autant plus que les index ne disent pas tout : ainsi le peintre « Bunyoka » (vol. II p. 26) ne révèle pas son identité chinoise ...

Il s'agit cependant d'un ouvrage qui garde son prix : « malgré ses appréciations mal proportionnées sur l'apport respectif de l'art chinois et de l'art japonais ... ce livre nous a ouvert de nouvelles perspectives sur le monde de la pensée et de la création artistique orientales » (Sirén). Et il nous semble que cette œuvre garde sa valeur, parcequ'à nos yeux, il est bon qu'on s'initie à un monde nouveau, moins par des ouvrages d'une science exhaustive que par des études qui ont, dans le temps, marqué le début de la recherche et qui sont parfois moins chargés d'érudition.

P. JAQUILLARD

R. A. STEIN, *La Civilisation tibétaine*. XIV, 269 p., 3 cartes, 31 photos, 17 dessins originaux de Lobsang Tendzin, peintre tibétain, 8°. Collection «Sigma» I. Paris, Dunod, 1962.

La collection «Sigma» dirigée par Henri Hierche se propose de fournir «la somme des connaissances» sous forme de livres de vulgarisation qui, tout en donnant aux non-initiés une vue générale claire et attrayante du sujet, présenteraient également aux spécialistes une synthèse bien équilibrée des recherches les plus récentes faites dans leur discipline. Il faut reconnaître que déjà le premier volume de la collection est une réussite totale. Son auteur était bien conscient de la difficulté de sa tâche : «Il faudrait traiter de tout» – dit-il dans son avant-propos – «de la nourriture comme de la religion, de l'habitation aussi bien que de la féodalité, de l'habillement jusqu'aux fêtes. Il ne pouvait être question de donner ici un tel exposé total. La place, d'abord, est limitée. Mais surtout, une énumération systématique de tous les faits, avec leur changements d'aspect au cours de l'histoire et d'une région à l'autre, aurait abouti à un manuel ou à une sorte de dictionnaire, fort utile sans doute, mais aussi assez indigeste, à une énumération sèche et assez ennuyeuse. Il ne s'agissait pas davantage de faire un nouveau livre en résumant une dizaine d'ouvrages antérieurs et en répétant une fois de plus ce qu'on peut lire partout.» Quant on connaît l'extraordinaire richesse de documentation dont l'auteur dispose et dont il donne la preuve dans ses publications scientifiques et dans ses redoutables comptes-rendus, on pourrait craindre que son exposé ne soit noyé dans une masse de détails forts instructifs mais incompréhensibles pour le non-spécialiste. Il n'en est rien. Le livre de M. Stein est d'une clarté exemplaire et même pour un laïc il est d'un intérêt qui ne faiblit pas un instant. En même temps il est d'une étonnante richesse d'informations que précisément «on ne peut pas lire partout».

L'abondante littérature du sujet, même si on fait abstraction de livres à sensations, pleins d'erreurs ou même de fictions spéculant sur le goût du mystérieux, présente d'habitude le Tibet à travers les sources bouddhiques et la description de la vie religieuse de ce pays. Aussi important que ce facteur soit pour la civilisation tibétaine, il est d'inspiration étrangère et ne donne de cette civilisation qu'une vue unilatérale. Le grand mérite du travail de M. Stein est de réserver une large place aux éléments laïques et autochtones. Ainsi dans le chapitre trop modestement intitulé «Coup d'œil sur l'histoire» il utilise largement les résultats de recherches des vingt dernières années qui ont sensiblement modifié et élargi nos connaissances de la période la plus ancienne de l'histoire tibétaine. Confinées dans les publications hautement spécialisées ces recherches sont généralement ignorées; leurs résultats apparaissent ici pour la première fois dans un exposé synthétique. Mais cet exposé abonde également en renseignements tout à fait inédits puisés dans les sources tibétaines (la bibliographie en contient plus d'une cinquantaine, pour la plupart incon-

nues en Europe) et chinoises, entre autres plusieurs documents de Touen-houang. Ainsi même les chapitres sur la géographie du Tibet et sur sa sociologie reçoivent un prolongement historique hautement instructif montrant comment les Tibétains eux-mêmes ou leurs voisins voyaient dans les temps anciens les faits concernant leur pays. Je m'en voudrais à ne pas citer à ce propos la conclusion du premier chapitre («L'habitat et les habitants») : «Les Indiens avaient placé au Nord de l'Inde, dans les neiges de l'Himalaya, le séjour de dieux et d'une espèce de surhommes doués de science, de science magique surtout, les *vidyādhara* (*rig-'dzin*). C'est de cette notion que semble dériver la tradition des occultistes et l'idée, si répandue en Europe, du Tibet comme demeure de sages immortels, détenteurs des derniers secrets. Les Tibétains, eux, ont avec conséquence reporté tout ce complexe géographique et religieux au Nord de leur propre pays, à Khotan ou vaguement au Turkestan. C'est là que se trouve le pays mythique de Śambhala où mènent des itinéraires, réels d'abord, imaginaires ensuite.» Passage à méditer par les adorateurs occidentaux du «Toit du monde ésotérique».

Quant à l'ésotérisme qui, bien sûr, ne manque pas au Tibet proprement dit, il est décrit dans le chapitre «Religion et coutume». Bien qu'il s'agisse là de la matière la plus abondamment étudiée en Europe, son analyse par M. Stein, surtout des mystères et des paradoxes du tantrisme sont parmi les plus claires et pénétrantes que je connaisse. Et même ce chapitre apporte des informations inédites, en particulier sur les croyances et les coutumes qui ne relèvent ni du lamaïsme ni du Bon. Le même souci d'une vision nouvelle apparaît dans le chapitre V : «Arts et lettres». Sans vouloir donner une description détaillée et systématique de ces domaines le mieux connus de la civilisation tibétaine, l'auteur s'attache plutôt aux problèmes qui jusqu'ici n'ont pas été suffisamment étudiés. Ainsi on ne trouvera pas dans ce chapitre le répertoire de l'immense littérature tibétaine, ni même son histoire sommaire, mais en revanche on y trouve l'analyse (la première que je connaisse) des procédés stylistiques et de la versification de l'ancienne poésie. De même, dans le chapitre très succinct consacré à l'art une place importante est réservée aux vestiges de sculpture pré-bouddhique découverts récemment par les Chinois.

En vue de lecteurs non spécialisés les noms propres tibétains sont donnés dans une transcription simplifiée correspondant approximativement à la prononciation courante ; les spécialistes peuvent trouver la translittération scientifique (des noms propres, mais pas des citations des textes originaux) dans un index à la fin du livre. Pour alléger la lecture, les notes indiquant les sources sont renvoyées également à la fin du volume avec un système de doubles renvois qui est économique mais d'utilisation un peu laborieuse. Et dans un livre aussi riche en détails instructifs le spécialiste regrettera l'absence, dans l'index des noms propres, de renvois aux pages du texte. Le livre est illustré par de nombreuses photographies inédites et par de charmants dessins de Lobsang Tendzin dans le style traditionnel tibétain.

Les mérites exceptionnels de ce livre n'ont pas passé inaperçus : en 1964 celui-ci a été récompensé par le Prix Mallet de Bassilan décerné par la Société de Géographie commerciale de France.

CONSTANTIN REGAMEY

GEORGES CÆDÈS, *Les peuples de la péninsule indochinoise. Histoire – Civilisations*. 228 p., 1 carte, 16 planches (31 photos), 8°. Collection «Sigma» II. Paris, Dunod, 1962.

Ce deuxième volume de la collection «Sigma» est de la plume du maître incontesté des études indochinoises dont la synthèse de l'histoire ancienne du Sud-Est asiatique *Etats hindouisés d'Indochine et d'Indonésie* (2<sup>e</sup> éd., Paris 1948) reste toujours inégalée. Le nouveau travail de M. Cædès n'est nullement une refonte actualisée de cet ouvrage classique. Il réserve une place plus considérable à la description du cadre géographique et à la discussion de la préhistoire de l'Indochine, des migrations ethniques et de la classification et interdépendance des langues (domaines pour lesquels d'importantes recherches ont été faites depuis 1948). Quant à l'histoire proprement dite, son exposé (qui dans les *Etats hindouisés* s'arrêtait à 1511) a été prolongé jusqu'aux temps modernes, pratiquement jusqu'à l'établissement du régime colonial à la fin du XIX siècle. Bien que par rapport à l'ouvrage précédent la matière ait été réduite par l'exclusion de l'Indonésie et de la Péninsule malaise, la nécessité de présenter sur quelques 150 pages deux mille ans de l'histoire de Fou-nan, Champa, Birmanie, Cambodge, Thaïlande, Laos, Viêt-nam ne permettait qu'un exposé assez succinct de la matière réduite surtout à l'histoire des événements. L'auteur avertit d'ailleurs dans son Introduction qu'une description complète des multiples aspects de chacune des civilisations de l'Indochine serait encore prématurée et que le présent travail n'est qu'un «schéma de ce que pourrait être une histoire équilibrée de l'Indochine». Ce jugement me semble injuste et trop modeste, car les informations sur la culture de chacun de ces peuples, sur leurs archéologie, religions, arts et littératures occupent dans cet ouvrage une place considérable. Bien que pour les spécialistes la synthèse des *Etats hindouisés* reste encore irremplaçable (même avec ces quelques pages que l'auteur voudrait refondre entièrement face aux nouvelles découvertes), pour le grand public une présentation non surchargée de faits qui dans l'état actuel de documentation seraient forcément hypothétiques constitue la meilleure introduction à la connaissance de ce complexe riche et extraordinairement varié que présente l'Indochine au cours de deux mille ans de son existence historique.

CONSTANTIN REGAMEY

Œuvres posthumes de PAUL PELLIOT, V, *Histoire ancienne du Tibet*. II, 169 pp., 8°. Paris, Adrien-Maisonneuve, 1961.

A l'origine du travail publié comme vol. V des «Œuvres posthumes de Paul Pelliot» se trouve le mémoire de Bushell, paru en 1880 sous le titre *The early History of*

Tibet et contenant la traduction des notices chinoises sur le Tibet que l'on trouve dans les chapitres 196 A et B du *Kieou T'ang chou* et 216 A et B du *Sin T'ang chou* et de l'itinéraire vers Lhasa extrait du chapitre 40 du même *Sin T'ang chou*. En jugeant insuffisante la traduction de Bushell, Paul Pelliot retraduisit tous ces textes et en fit l'objet d'un cours au Collège de France en 1921. Ce sont ces notes qui paraissent maintenant dans la rédaction de M. Louis Hambis.

La traduction de Pelliot comporte plusieurs courtes lacunes; pour celles-ci le rédacteur renvoie aux passages correspondants de la traduction de Bushell. Ce qui est une perte beaucoup plus regrettable c'est que les 1864 notes dans lesquelles Pelliot commentait sa traduction n'ont pas pu être retrouvées. On connaît l'abondance d'information que fournissent d'habitude les «footnotes» de Pelliot et on a tout le droit de présumer que ces notes perdues auraient constitué la partie la plus instructive du travail. Cette lacune est partiellement comblée par la publication, sous forme de «footnotes», de remarques marginales au crayon trouvées dans le manuscrit de Pelliot.

A la publication est joint un petit lexique sino-tibétain (manuscrit Pelliot 2762) et l'index des noms tibétains restitués par Pelliot de l'original chinois. Un index détaillé des noms propres et des noms géographiques mentionnés dans les textes traduits et qui clot la publication a été rédigé par le rédacteur.

Même sous cette forme incomplète la traduction de Paul Pelliot présente une mine d'informations sur l'histoire du Tibet entre le VII<sup>e</sup> et IX<sup>e</sup> siècle et l'on doit une grande reconnaissance aux rédacteurs d'avoir rendu ces documents accessibles aux chercheurs.

CONSTANTIN REGAMEY

GEORG GRIMM, *La religion du Bouddha. La religion de la connaissance*. Traduit de l'allemand par B. et L. Ansiano. 306 pp., 8°. Paris, Adrien-Maisonneuve, 1959.

Cette présentation synthétique de l'interprétation du Bouddhisme par Georg Grimm, dont la genèse remonte à 1938, a été préparée spécialement pour le public français. Elle se compose de la traduction de trois courtes œuvres de Grimm – *Ewige Fragen*, 1937; *Das Glück, die Botschaft des Buddha*, 1932; *Der Samsaro*, 1936 – et de l'extrait sur le «Grand Syllogisme du Buddha» tiré de *Buddha und Christus*, 1928. En appendice sont jointes les traductions (de troisième main, basées sur les traductions italiennes de G. de Lorenzo faites sur les traductions allemandes de K. E. Neumann) des deux *sutta* (26 et 75) du Majjhima Nikāya.

L'exégèse très personnelle de la doctrine bouddhique par Grimm est bien connue. On ne saurait lui refuser ni la puissance du raisonnement ni la grande influence qu'il a exercé sur les adeptes occidentaux du Bouddhisme. On a en revanche le droit de rester sceptique à l'égard de la foi inébranlable de ces adeptes en ce que Grimm fut le premier à «retrouver le secret du Buddha» et que son exégèse nous dévoile le vrai

Bouddhisme. Aucune discussion n'est ici possible, car toutes les données de la tradition bouddhique sont par Grimm et ses adeptes traitées en bloc comme «la nuit de deux mille ans de scolastique». Il suffit de citer de la préface des traducteurs ce passage : «Il y a quelque quarante ans un homme, non influencé par la masse toujours grandissante de littérature bouddhique sacrée et profane, résolut un jour de soulever le voile qui depuis deux mille ans s'épaississait autour du «secret» que l'on savait exister dans le *Bouddha-Dhamma*, secret qui avait jusque-là déjoué la sagacité des chercheurs, en Asie d'abord, en Europe ensuite, et dont toutes les recherches elles-mêmes attestaient l'existence.» C'est en «délaissant commentaires et commentateurs» qu'il découvrit ce secret et «du même coup il trouva la réponse aux questions qui sont à la base de tous les problèmes religieux et dont la solution avait été, à son dam, perdue pour l'humanité peu après que Gotamo la lui donna lors de son éveil». Nous n'allons donc pas reprendre la polémique qui depuis 30 ans fut déjà assez abondante autour de cette exégèse du Bouddhisme et signalons ce livre comme une excellente présentation pour le lecteur français de la doctrine personnelle de Georg Grimm.

CONSTANTIN REGAMEY

GADJIN M. NAGAO, *Index to the Mahāyāna-Sūtrālaṅkāra* (Sylvain Lévi Edition). Vol. I: *Sanskrit – Tibetan – Chinese*. XXII, 285 pp., 8°. Tokyo, Nippon Gakujutsu Shinkō-kai, 1958; vol. II: *Tibetan – Sanskrit and Chinese – Sanskrit*. VII, 274 pp., 8°. Ibid., 1961.

L'éminent professeur d'études bouddhiques à l'Université de Kyoto, M. G. M. Nagao ne méprise pas les travaux apparemment mécaniques comme ces deux volumes rédigés avec une minutie exemplaire le prouvent. En fait, bien que les lexiques de terminologie bouddhique soient aujourd'hui assez nombreux, la matière est encore loin d'être décrite de manière exhaustive, et les index de correspondances terminologiques basés sur l'étude comparative de différentes versions d'un même texte sont toujours encore très utiles, d'autant plus s'il s'agit d'un texte fondamental comme le *Mahāyānasūtrālaṅkāra* de Maitreya-Asaṅga et de Vasubandhu, et d'un texte possédant un vocabulaire aussi riche.

La préparation d'un index de ce genre n'est d'ailleurs guère un travail mécanique ; elle exige une parfaite maîtrise de la matière, et on ne saurait être trop reconnaissant aux grands savants de s'être astreints à une tâche peut-être peu spectaculaire mais fournissant à leurs collègues un excellent instrument de travail.

L'index de M. Nagao est d'une extrême précision et richesse. Il inventorie non seulement les termes techniques en trois langues, mais aussi des expressions idiomatiques et parfois même des phrases entières. Il a le très appréciable avantage sur de nombreux autres lexiques de ce genre en ce qu'il reprend la matière trois fois en partant du sanskrit, du tibétain et du chinois. En se référant en principe à l'édition de Sylvain Lévi, il prend toutefois en considération les autres manuscrits du *Mahāyāna-*

*sūtrālamkāra* découverts par la Mission Otani. Ainsi M. Nagao peut, en passant, dresser une imposante liste des *corrigenda* à l'édition Lévi. Il complète celle-ci en établissant également un index de textes cités dans le traité. CONSTANTIN REGAMEY

GADJIN M. NAGAO, *Madhyāntavibhāga-bhāṣya. A Buddhist Philosophical Treatise.* Edited for the first time from a Sanskrit Manuscript. XVI, 231 pp., 8°. Tokyo, Suzuki Research Foundation, 1964.

Cet important commentaire de Vasubandhu sur les *kārikā* de Maitreyaṅgala n'a été étudié jusqu'ici que dans les versions tibétaine et chinoises et, indirectement, à travers le subcommentaire de Sthiramati *Madhyāntavibhāgaṭīka*, conservé en sanskrit et édité, partiellement, par V. Bhattacharya et G. Tucci (Londres 1932) et, complètement, par S. Yamaguchi (Nagoya 1934). Dans la même année 1934, le Rev. San-kriyāyana découvrit au Tibet le manuscrit du *bhāṣya* de Vasubandhu et en rapporta une photocopie. C'est à la base de cette photocopie, déposée dans le K. P. Jayaswal Research Institute à Patna, que M. Nagao prépara son édition.

Cette édition ne nous donne pas seulement le plaisir de retrouver un texte original de Vasubandhu de plus ; il permet de contrôler et corriger quelques fautes des versions chinoises et tibétaine et même de compléter par endroit le texte des *kārikā* déformé dans le *ṭīka* de Sthiramati. Il apparaît comme la source incontestablement la meilleure de ce texte fondamental de l'école du *Vijñānavāda*.

L'édition du texte sanskrit est suivie d'un excellent triple index sanskrit-tibétain-chinois qui occupe les deux tiers du volume et qui est rédigé par M. Nagao selon le même système que son index du *Mahāyānasūtrālamkāra*. CONSTANTIN REGAMEY

CHARLES A. FISHER, *South-East Asia. A Social, Economic and Political Geography.* XIX, 831 S., 108 Tafeln, 110 Karten, 8°. London/New York, Methuen & Co. Ltd./E. P. Dutton & Co. Inc., 1964.

Südostasien umfaßt die Halbinseln und fast zahllosen Inselgruppen östlich von Indien und im Süden von China: Indonesien, Burma, Thailand, Indochina, Malaya und die Philippinen. Das Buch behandelt damit den eigentlichen Krisenherd der zeitgenössischen Geschichte, bilden doch einige der genannten Länder das Zünglein an der Waage des unstabilen Gleichgewichts der Weltmächte. Dies erklärt, weshalb der Autor den sozialen, ökonomischen und politischen Faktoren neben der physischen Geographie so große Bedeutung beimaß, geht er doch bei seiner geographischen Synthese von der «politischen Einheit» eher als von der «naturbedingten Region» aus. Eine solche Synthese mußte schon durch die Zeitumstände außerordentlich erschwert werden, sind doch die Grenzen – die natürlichen und politischen – dieser Länder brüchiger denn je. Aber gerade darin liegt das Verdienst

des Verfassers, in dieser kritischen Periode ein so groß angelegtes Unternehmen zu planen und mit Erfolg zu Ende zu führen, denn noch nie war es so dringend für den Westen, sich über diese verworrenen Verhältnisse Klarheit zu verschaffen, wird heute doch die Zukunft des Westens vielleicht in nicht geringem Maße in jenem Teil der Welt geschmiedet. Der eigentliche Umbruch beruht darauf, daß «the 'other-directed' patterns imposed by the colonial powers are replaced by the 'inner-directed' patterns created by independent peoples» (S. 7). Langjährige, persönliche Erfahrung erlaubte es dem Autor, die vielschichtige Lage «von innen heraus» zu schildern. Der erste Teil behandelt das Gebiet als Ganzes: «South-East Asia as an Entity». Die folgenden vier Teile sind den einzelnen Staaten gewidmet: «The Equatorial Archipelago: Indonesia». «The Tropical Mainland: Burma, Thailand and Indochina». «The Equatorial Mainland: Malaya». «The Tropical Archipelago: The Philippines». Den Epilog bildet das Kapitel über «South-East Asia and the World».

Die gewaltige Arbeit, die mit den zahlreichen Abbildungen, Karten und Tabellen sowie der umfangreichen Bibliographie alle Daten bis zum Erscheinungsjahr nach Möglichkeit ausgewertet hat, stellt auf diesem Gebiete wohl das zuverlässigste und aktuellste Nachschlagewerk dar. Als Rückblick in die Vergangenheit, vor allem aber als Standortbestimmung in der kritischsten Phase dieses Erdteils kann das Buch für vorsichtige Leser gleichsam als Wegweiser für die Zukunft dienen. Verlag und Druckerei sind in allen Punkten der großartigen Leistung des Verfassers gerecht geworden.

P. HORSCH

ABEL BERGAIGNE, *La religion védique d'après les hymnes du Rig-Veda*. XXVI, 329, 512, 370, 145 S., 4°. Tome I°–IV°. Bibliothèque de l'École des Hautes Etudes. IV° section – Sciences historiques et philologiques. 36°, 53°, 54°, 117° fascicule. Deuxième tirage. Paris, Librairie Honoré Champion, 1963.

Auf die klassischen Ausgaben des R̥gveda (M. Müller und Aufrecht) sowie die nicht minder berühmten und grundlegenden lexikographischen Studien von Roth und Graßmann folgte zwischen 1878 und 1883 das jetzt neu aufgelegte Werk, in dem sich der Verfasser als Hauptaufgabe einen *index rerum*, einen Index der Ideen des R̥gveda gestellt hatte. Er selbst hat das Ziel scharf umrissen: «L'«esprit» de ce livre est la systématisation, la poursuite de toutes les analogies, la recherche de toutes les formes probables ou seulement possibles de chaque idée» (S. ii). Schon in seiner strengen philologischen Methode erwies sich Bergaigne als Pionier. In bewußtem Gegensatz zu Roth und Graßmann will er «rétablir la simplicité dans le vocabulaire en admettant la complexité dans les idées» (S. v).

Entsprechend rigoros ist seine Grundhaltung vom exegetischen Standpunkt. In der Mythologie unterscheidet er zwischen «solaren» und «meteorologischen» Gottheiten, die er wiederum in männliche und weibliche unterteilt, z. B. Sonne – Mor-

genröte, Blitz – Wolke, deren verwandtschaftliche Beziehung vom anthropomorphen Standpunkt zu den bizarrsten Verhältnissen führen können, wie wenn z. B. die Sonne zugleich als Vater oder Sohn der Morgenröte betrachtet wird. Ein weiterer Hauptgedanke Bergaignes beruht auf der absoluten Kongruenz von Mythos und Kult, weshalb denn auch die rituellen Götter Agni und Soma in den Vordergrund treten, wobei Soma als berauschendes Opfergetränk und damit als flüssiges Element nicht wie erwartet zu den weiblichen Gottheiten gerechnet wird. Er repräsentiert vielmehr «l'élément igné renfermé dans la pluie» (S. x) und entspricht damit dem Feuergott Agni. Beide sind, wie das Opfer und die Menschen selbst, himmlischen Ursprungs, was andererseits wiederum den Parallelismus von Himmel und Erde erklärt, weshalb denn auch das irdische Opfer überhaupt seinen Einfluß auf die höhere, göttliche Sphäre ausüben kann.

Lassen sich weiterhin manche Götter (z. B. Viṣṇu), wenigstens in Teilaspekten, auf Soma und Agni zurückführen, so sind daneben doch noch zwei unabhängiger Gruppen zu unterscheiden. Zur ersten gehört der Kriegsgott Indra, bei dem die Personifizierung zu einer eigentlichen Dissoziation zwischen naturalistischem Element und Gott geführt hat. Er ist der Repräsentant einer dualistischen Weltordnung: das gute Prinzip – Licht und Regen – wird von einem bösen, oft dämonisierten (vgl. Vṛtra) Prinzip verborgen, in einer Höhle eingeschlossen. Indra bekämpft seine dämonischen Widersacher und befreit die «gestohlenen Kühe», Sonne, Morgenröte, Regen usw. Der Gegensatz von Licht und Finsternis wird auf mythologischer Ebene zu einem Kampfe zwischen Indra und Vṛtra. Die zweite Gruppen bilden die «dieux souverains», insbesondere die Ādityas. Sie beruhen auf einer «conception unitaire de l'ordre du monde dans laquelle le bien et le mal, c'est à dire le jour et la nuit, la pluie et la sécheresse, sont rapportés à un seul et même personnage» (S. xix). Gerade diese Ambivalenz dient zur Klärung eines besonders verwickelten Problems, nämlich der Umkehrung des Begriffes *asura*, der ursprünglich als Epithet erhabener Götter wie der Ādityas diente, gegen Ende der ṛgvedischen Periode jedoch bereits die Dämonen und Götterfeinde bezeichnete. Mit Indras Vormachtstellung überwog auch die dualistische Weltordnung, d. h. Varuṇa mit Gefolge schloß sich dem *deva* Indra, Verkörperung des guten Prinzips, an, wobei der ältere Titel *asura* nun zur Bezeichnung des bösen Prinzips degradiert wurde (III, S. 69 f.). Als Parallele mit einer Umkehrung der Verhältnisse könnte man hier noch den iranischen Dualismus anführen. Im monotheistischen System Zarathustras wurde Ahura (=Asura) Mazdā zum alleinigen wahren Gott erkoren, was die Verteufelung der übrigen Götter (so z. B. Mithras), die ursprünglich mit ihm verbunden waren, zur Folge hatte. Dadurch erhielt der Terminus *daēva* eine rein pejorative Bedeutung.

Die «souveränen Götter» sind aufs engste verknüpft mit ethischen Vorstellungen und der Idee vom Weltgesetz. Die Ethik läßt sich gleichsam *in statu nascendi* erfassen, führte doch die ritualistische Voreingenommenheit der Brahmanen zu einer Identi-

fikation von Gut und Böse mit Wahr und Falsch im kultischen Bereiche. Dennoch finden sich Ansätze zu einer wirklich ethischen Bewertung gerade bei Varuṇa, der unparteilich alle Vergehen bestraft. Bergaigne war der erste, der dem vedischen Begriff der Gesetzmäßigkeit auf kosmischer, ritueller und menschlicher Ebene die gebührende Beachtung schenkte, indem er die Termini *dhāman*, *dharman*, *ṛta* und *vrata*, die alle nach ihm «l'idée de loi» ausdrücken, eingehend untersuchte (III, S. 210 ff.).

Trotz seiner bahnbrechenden Leistung blieb Bergaigne ein Kind seiner Zeit. Er war sich der Grenzen, die ihm am Beginn der Vedaforschung gesetzt waren, bewußt. Daher die Vernachlässigung der entwicklungsgeschichtlichen, chronologischen Momente und die fast ausschließliche Beschränkung auf den Ṛgveda. Schwerwiegender waren gewisse Eigenheiten, die *idola specus*, um mit Fr. Bacon zu reden, so insbesondere sein Hang zu einem rigiden Schematismus, dessen rationalistische Grundeinstellung dem komplexen Weltbild mythischen Denkens nicht gerecht werden konnte. Schon L. Renou hat diesen Punkt treffend hervorgehoben: «Le système de Bergaigne était un dogme, et, dans le même sens, on ne pouvait guère aller au-delà: isolées de toute ambiance, réduites à analyser des spéculations sacerdotales dénuées d'humanité, inutilisables pour le mythologue comme pour l'indianiste, les études védiques étaient conduites par lui à leur perfection et, en même temps, au seuil de leur mort» (*Les maîtres de la philologie védique*, Paris 1928, S. 32). Bei seinem Bemühen, die Einfachheit des vedischen Vokabulars wiederherzustellen, mag er manchmal zu weit gegangen sein, doch hat sich die moderne Forschung im Gegensatz zu Roth, Graßmann und Geldner u. a. entschieden auf seine Seite gewandt. So schließen wir uns dem ausgewogenen Urteil L. Renous an: «Quelque réserve qu'on doive formuler, il reste que Bergaigne a vu juste le plus souvent et qu'on ne fera progresser l'étude du Ṛgveda qu'en s'inspirant de son enseignement» (ibid. S. 37). Auch die Verantwortlichen der «Bibliothèque de l'École des Hautes Etudes» haben richtig gesehen, als sie sich entschlossen, dieses längst vergriffene, klassische Werk neu aufzulegen. Es ist Zeit, daß bald hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen die Vedisten den gebührenden Nutzen aus ihm ziehen. P. HORSCH

RICHARD HAUSCHILD, *Register zur Altindischen Grammatik von J. Wackernagel und A. Debrunner (Bd. I–III)*. 264 S., 8°. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1964.

Nach dem Erscheinen des ersten Bandes, 1896, sind fast 70 Jahre verflossen. Als J. Wackernagel im Jahre 1938 starb, wurde das Werk von seinem Schüler A. Debrunner fortgesetzt. Er und L. Renou fügten den Bänden I und II, I umfangreiche Nachträge an, so daß das monumentale dreibändige Werk heute 2732 Textseiten umfaßt. Der mühevollen, zeitraubenden Aufgabe, diese zu verzetteln, hat sich R. Hauschild unterzogen. Sein Verdienst entspricht voll und ganz der geleisteten Arbeit.

Man mag das Fehlen eines Sachverzeichnisses, ebenso eines Registers zum mittel- und neuindischen Wortbestand usf. vermessen, doch wäre sonst mit Verfassers Worten «das Ganze unendlich angeschwollen». Schwerwiegender ist der ebenfalls von Hauschild vorausgesehene Einwand, daß bloß auf die Seitenzahlen ohne Angabe der Paragraphen verwiesen wird. In der Tat ist es mühsam, ein Wörtchen auf einer ganzen, eng bedruckten Seite zu suchen. Doch mag sich der Benutzer trösten: aus jeder Seite dieses monumentalen Werkes wird er immer wieder neue Erkenntnisse schöpfen.

Der vierte und letzte Band, der das Verbum und Adverbium behandeln wird, ist in Vorbereitung und wird ein eigenes Register erhalten. In der Erwartung seines baldigen Erscheinens danken wir R. Hauschild für seine vollbrachte Leistung, die dem gesteckten Ziel voll gerecht wird: das vorliegende Register wird dem Indologen eine willkommene Hilfe sein, «um den ganzen Reichtum der Altindischen Grammatik J. Wackernagels und A. Debrunners leichter auszuschöpfen, als dies bisher möglich war».

P. HORSCH

MARTIN HÜRLIMANN, *Delhi, Agra, Fatehpur Sikri*. 152 S., 141 Abbildungen, 4°. Zürich, Atlantis Verlag, 1964.

MARTIN HÜRLIMANN, *Bangkok*. 126 S., 99 Abbildungen, 4°. Zürich, Atlantis Verlag, 1962.

MARTIN HÜRLIMANN, *Hongkong*. 124 S., 100 Abbildungen, 4°. Zürich, Atlantis Verlag, 1962.

Der Verfasser, der schon Ende der zwanziger Jahre mit seinen monumentalen Bildbänden über Indien und Hinterindien, die leider längst vergriffen sind, dem deutschsprachigen Leserkreis eine damals noch fernliegende, in ihrer künstlerischen Wirklichkeit und malerischen Gegenwart aber wahrhaft märchenhafte Welt erschloß, legte nun einer Öffentlichkeit, für die jene orientalischen Länder so nahegerückt sind, seine Eindrücke über einzelne bedeutsame Metropolen und Kulturstätten vor. Wiederum bezaubert er den Beschauer durch die prachtvollen Aufnahmen, die in ihrer Mannigfaltigkeit ebenso sehr über die künstlerische Entfaltung in der Vergangenheit wie über die lebendige Gegenwart des Volkes ein unmittelbares Zeugnis ablegen. Hervorzuheben sind die zahlreichen Farbtafeln und Pläne. Besonders eindringlich werden durch die geographischen Etappen – Delhi, Bangkok, Hongkong – die Verschmelzung und der Kontrast indischer und chinesischer Kunstformen, unterstrichen durch die verschiedenartige Daseinsgestaltung, zum Ausdruck gebracht. Die Schilderung des kulturellen und geschichtlichen Hintergrundes ist schlicht und wahrheitsgetreu. Wer je beabsichtigt, jene Länder zu besuchen, wird mit großem Vorteil die Augen erst in Muße über diese Bände schweifen lassen, wer dies nicht beabsichtigt, wird sich vielleicht durch sie dazu verführen lassen – auf jeden Fall wird er sich nach ihnen sehnen.

P. HORSCH

JEAN ROGER-RIVIÈRE, *El Arte de la India*. Summa Artis. Historia General del Arte. Dirigida por JOSÉ PIJOÁN. Vol. XIX. 803 S., 33 Farbtafeln, 714 Abbildungen, 4°. Madrid, Espasa-Calpe, 1964.

Auffallend gering ist der Beitrag der iberischen Völker zur wissenschaftlichen Erforschung der orientalischen Kulturen – auffallend wegen ihrer besonders innigen Berührung: man denke an die maurische Vergangenheit Spaniens oder an Portugals erst vor kurzem beendete Kolonialherrschaft in Indien. Der exklusive Missionsgeist stand seit je fremdem Gedankengut zurückhaltend, wenn nicht schroff abweisend gegenüber. Überraschend und erfreulich zugleich wirkt daher das Erscheinen dieses umfassenden Werkes in spanischer Sprache über die indische Kunst. Es empfiehlt sich dem Leser in mannigfacher Hinsicht. Der Verfasser hatte als Fachmann (Indologie an der Universität Madrid) Zugang zu den textlichen Quellen und zugleich zu den Kunstwerken in Indien. Die überaus fruchtbare moderne Literatur über dieses Gebiet hat er gewissenhaft verwertet. Die umfassende Darstellung bietet einen Überblick, der sonst oft nur aus zahlreichen Monographien gewonnen werden kann. So wurden alle Kunstepochen, von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart – einschließlich des Kunsthandwerks –, berücksichtigt. Den Abschluß bildet die Ausstrahlung Indiens auf die Nachbarländer: Ceylon, Java, Birma, Thailand, Kambodscha. Der Reichtum des Anschauungsmaterials – darunter manch wertvolle Aufnahmen des Verfassers – wird durch die gediegene Ausstattung und die vorzügliche Qualität des Papiers erhöht. Zur zuverlässigen Deutung und Dokumentation gesellt sich ein Index mit übersichtlichem Inhaltsverzeichnis.

P. H.

HELMUTH VON GLASENAPP, *Meine Lebensreise. Menschen, Länder und Dinge, die ich sah*. 319 S., 1 Bildnis des Verfassers, 8°. Wiesbaden, Verlag F. A. Brockhaus, 1964.

Einem pommerschen Geschlecht von Rittergutsbesitzern, Landvögten und Offizieren entstammend, im Glanz der Kaiserstadt aufgewachsen – sein Vater war Vize-Direktor der Reichsbank –, wandte sich Helmuth von Glasenapp dem Studium der Indologie zu, ohne sich damit von der Welt abzuwenden. Im Gegenteil: wenigen Gelehrten war es je beschieden, neben einem immensen Buchwissen eine so ausgedehnte Weltkenntnis zu besitzen, weshalb denn der Verfasser seine Autobiographie als «Lebensreise» bezeichnet hat. Schon während der Studienzeit unternahm er zahlreiche Reisen in verschiedene europäische Länder. Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde er bald wegen eines «ausgekugelten» Knies in die Nachrichtenstelle für den Orient versetzt, was ihm wiederum z. T. abenteuerliche Auslandsreisen ermöglichte.

In Tübingen führte ihn Richard Garbe ins Studium der Indologie ein, das er anschließend durch eine Dissertation und Habilitationsschrift bei Hermann Jacobi in Bonn beschloß, worauf er sich aus politischen Gründen unter Ernst Lüders nach

Berlin umhabilitierte. Damit begann eine literarisch außergewöhnlich fruchtbare Universitätslaufbahn. Von allem Anfang an war sein wissenschaftliches Wirken gekennzeichnet durch die Weite seines Interesses, das nicht nur alle geistigen Strömungen Indiens, sondern auch die allgemeine Religionsgeschichte umfaßte, durch den geduldigen Sammlereifer und vor allem durch eine exakte, klare und objektive Darstellungsweise. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, «gleich einem Naturforscher bestimmte Gegebenheiten so weit als möglich objektiv, unvoreingenommen und ‚sine ira et studio‘ darzulegen» (S. 305). So lag denn sein Hauptinteresse nicht auf komplizierten, zeitraubenden Einzeluntersuchungen, sondern vielmehr auf weit-ausgreifenden Gesamtdarstellungen von Gebieten wie indische Literatur, Philosophie und Religionsgeschichte. Fähig, selbst zu den Quellen vorzudringen, besaß er doch die seltene Gabe, schwieriges Fachwissen einem breiten, gebildeten Leserkreis in einfacher, verständlicher Sprache vorzutragen, was die hohen und zahlreichen Auflagen mancher seiner Werke erklärt.

H. v. Glasenapp war das pure Gegenteil eines in seinen Büchern vergrabenen, trockenen Gelehrten, hat er doch fast jährlich eigentliche Weltfahrten unternommen. Allerdings konnte es ihm nur zum Vorteil gereichen, daß er einmal anders eingeschätzt wurde. Auf den damaligen Professor in Königsberg übten Kollegen Druck aus, damit er sich der Partei anschlosse. Der Rektor der Universität rettete ihn vor dem Ungemach mit der Bemerkung: «Der Glasenapp ist ein so weltfremder Mensch, dem können wir mit so etwas gar nicht kommen» (S. 155).

Die Schilderung seiner Lebensreisen ist mit viel Humor und köstlichen Anekdoten (vgl. z. B. S. 106) gewürzt, eine Tugend, die er vielleicht neben dem Zigarrenrauchen ebenfalls im Seminar seines verehrten Lehrers Hermann Jacobi gelernt hat, wird doch letzterem ein berühmter Ausspruch zugeschrieben. Das Erziehungsministerium erlaubte sich einmal bei diesem Ordinarius und Geheimrat die Nachfrage, weshalb er das Semester regelmäßig zu spät beginne, um dafür zu früh aufzuhören. Darauf soll Jacobi lakonisch geantwortet haben: «Sanskrit ist nicht mehr.»

Die aus seinen gründlichen und umfassenden Studien sowie aus seiner reichen Lebenserfahrung gereifte Weltanschauung hat er in einer Autobiographie niedergelegt, die mit Recht als eine Kulturgeschichte der letzten siebenzig Jahre bezeichnet wurde. Wir müssen dem Schicksal dankbar sein, das es ihm vergönnte, diese Arbeit zu vollenden, bevor er unerwartet durch einen Verkehrsunfall mitten aus dem heitern, immer noch schöpferischen Lebensabend gerissen wurde. Eine beträchtliche Summe hat er für Studienreisen junger Indologen nach Indien vermacht. Ein wichtiges Werk über das Indienbild deutscher Dichter – das Pendant zum «Indienbild deutscher Denker» (Stuttgart 1960) – wird aus dem Nachlaß veröffentlicht werden.

Die Verdienste H. v. Glasenapps sind von seinen Fachkollegen vielleicht nicht immer gebührend gewürdigt worden, unterschied er sich doch von ihnen durch den offen bekundeten Willen, zu einem weiten Publikum zu sprechen, so daß er vor

Untersuchungen, die nur wenige Spezialisten verstehen können, zurückschreckte. Seine Bedeutung liegt eben darin, daß er als wirklicher Fachmann einem weit über den deutschen Sprachraum hinausreichenden Leserkreis die Ergebnisse über hundertjähriger, hermetischer Forschung in zuverlässiger, wahrheitsgetreuer Form zugänglich machte. Mit ihm verloren wir einen bedeutsamen Gelehrten und liebenswürdigen Menschen.

P. HORSCH

DIETER SCHLINGLOFF, *Die Religion des Buddhismus. I. Der Heilsweg des Mönchtum.* Sammlung Göschen Band 174. 122 S., 11 Abbildungen, 1 Karte, 8°. *II. Der Heilsweg für die Welt.* Sammlung Göschen Band 770. 129 S., 9 Abbildungen, 1 Karte, 8°. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1962 und 1963.

Diese bequeme Taschenausgabe bietet eine zuverlässige und übersichtliche Zusammenfassung des Buddhismus und zeichnet sich gegenüber der 1916 in derselben Sammlung von H. Beck erschienenen Darstellung durch größere Objektivität aus. Schlingloff, der sich bereits durch seine sorgfältige Bearbeitung von Turfanmanuskripten einen Namen geschaffen hat, stützt sich dabei vornehmlich auf den Pāli-Kanon, den er als dem Urkanon am nächsten stehend betrachtet (S. 10), ein Problemkreis, auf den wir hier nicht näher eingehen können. Auch ihm fehlte der Platz, seine These, die heute wieder zahlreichere Anhänger zählt, näher zu begründen. Doch schon hier begegnen wir dem «Streben nach schematischer Zergliederung ohne tieferes Verständnis» (I, S. 102), wie es sich z. B. in der 1. Wahrheit vom Leiden kundtut. Wenn es dort am Schlusse heißt: «kurz, die fünf Gruppen, die das Ergreifen (der Persönlichkeit) bewirken, sind Leiden», so darf man ohne weiteres – im Gegensatz zu E. Conzes Kritik im *Indo-Iranian Journal* 7, 1964, S. 233, der des Verfassers Bemerkung irrtümlicherweise auf alle vier Wahrheiten bezieht –, an eine mönchisch-scholastische Zutat denken, ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß Buddha in der ersten Predigt eine so komplizierte Terminologie, die ein weitgehendes Verständnis des ganzen Heilssystems voraussetzt, benützte. Dankbar ist der Leser dem Verfasser auch für die ausführliche, nach Inhalt geordnete Bibliographie. Im übrigen stimmen wir mit E. Conze voll überein: «In fast allen Einzelheiten ist dieses absichtlich elementare Werk über Streitfragen erhaben, und dem Rezensenten bleibt nichts anderes übrig, als es zu loben.»

P. HORSCH

LAMA ANAGARIKA GOVINDA, *Die psychologische Haltung der frühbuddhistischen Philosophie und ihre systematische Darstellung nach der Tradition des Abhidhamma.* 263 S., mit Diagrammen und Tabellen, 8°. Zürich und Stuttgart, Rascher Verlag, 1962.

Um es gleich vorwegzunehmen: Dieses Werk beruht nicht auf Forschungsergebnissen, wie sie ein Buddhismuswissenschaftler auf Grund von minutiösen, von ständiger Skepsis gelenkten Untersuchungen an seinem Schreibtisch erzielen mag; es

vermittelt vielmehr die Studienergebnisse, zu denen ein gläubiger Buddhist durch eingehende, von Überzeugung getragene Beschäftigung mit buddhistischen Lehrtexten gelangt ist. Der Autor, nebenbei gesagt ursprünglich ein Deutscher, befindet sich in der vorteilhaften Lage, den Buddhismus gewissermaßen von innen zu sehen, und die Einblicke, die er gewährt, sind naturgemäß von diesem Standpunkt her in ihrer Form – und manchmal auch in ihrer Weite! – entscheidend bestimmt. Oft hat noch ein weiterer Faktor die Gedankengänge des Autors mitgeformt: eine am Begriffsapparat moderner westlicher Psychologie orientierte Denkweise. Daß von eben dieser «wissenschaftlich-theoretischen» Psychologie wiederholt Abstand genommen wird (z. B. S. 37), ändert nichts an dieser Tatsache. Der Leser muß also diese Umstände stets in Betracht ziehen, wenn er im Verlauf der Lektüre schwierige Fragen oft auf eine eigenwillige Art gelöst sieht.

Dies gilt besonders für den ersten Teil, in welchem gleich zwei äußerst komplexe Themen zur Behandlung kommen (Der Ursprung der Religion und die frühen Stadien des indischen Denkens). Die Entwicklung der Religion vollzog sich in drei Hauptperioden: ein Zeitalter der Magie ging in ein Zeitalter der Götter über und mündete in ein Zeitalter des Menschen. Jedes dieser Zeitalter zerfällt seinerseits in eine positiv-schöpferische und eine negativ-konservative Hälfte. Die Entwicklung, die der menschliche Geist innerhalb dieser genau abgesteckten Felder durchläuft, wird durch ein Diagramm veranschaulicht (S. 29). Dabei ist natürlich zu bedenken, daß bei einem willkürlich angesetzten Koordinatensystem der Aussagewert der Kurven zumindest nicht allgemein bindend ist. Dieser Vorbehalt ist übrigens überall dort anzubringen, wo der Autor zum Hilfsmittel der graphischen Darstellung von Entwicklungen gegriffen hat.

Im zweiten Teil (Psychologie und Metaphysik im Lichte des Abhidhamma) wird unter anderem die Bedeutung des Abhidhamma innerhalb des buddhistischen Lehrgebäudes herausgestrichen (S. 39). Der Autor hält es für denkbar, daß die Lehrreden erst nach dem Abhidhamma redigiert worden sind, ohne allerdings seine Ansicht stichhaltig zu begründen.

Der dritte Teil (Die «Vier edlen Wahrheiten» als Ausgangspunkt und logischer Rahmen der buddhistischen Philosophie) gibt zunächst eine Darstellung einer jeden der «Vier edlen Wahrheiten» und verknüpft ihre Aussagen mit der Lehre vom achtfachen Pfad und der Formel des abhängigen Entstehens. Auch hier ist die Darstellungsweise stark von den Überzeugungen des Autors geprägt.

Einen viel weniger starken Eindruck von Befangenheit hinterlassen die übrigen drei Hauptteile (Grundprinzipien der buddhistischen Bewußtseinslehre / Die Faktoren des Bewußtseins / Die Funktionen des Bewußtseins und der Wahrnehmungsvorgang). In ihnen wird gezeigt, wie innerhalb der buddhistischen Lehre der Mechanismus geistiger Vorgänge erklärt wird. Dabei geht es dem buddhistischen Denken weniger um eine Erforschung der Seele, als um das systematische Auf-

stellen langer Kataloge von Geisteszuständen und -faktoren sowie um deren Klassifizierung im Hinblick auf ihre nützliche beziehungsweise schädigende Wirkung auf die zu erstrebende Erlösung. Es ist dem Verfasser unbedingt als Verdienst anzurechnen, daß er es unternommen hat, zum Zwecke eines besseren Verständnisses dieser Vorstellungen Material aus einem noch wenig bearbeiteten Teil des buddhistischen Kanons beizubringen. Besonderen Dank wird man ihm für die im Anhang beigegebenen zahlreichen Tabellen wissen.

HEINZ ZIMMERMANN

S[USHIL] K[UMAR] DE, *Sanskrit Poetics as a Study of Aesthetic*. With notes by EDWIN GEROW. X, 118 pp., 8°. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1963.

Der Leser erhält hier den mit Anmerkungen, Bibliographie und einer chronologischen Autorentafel versehenen Text von fünf Vorlesungen, welche S. K. De 1961 als Rabindranath Tagore Memorial Lectures in Chicago über Sanskrit-Poetik gehalten hat. Sie tragen die Titel: Introduction – The Problem of Poetic Expression – The Poetic Imagination – Aesthetic Enjoyment – Creation and Re-creation, und sollen offenbar eine historisch-systematische Einführung für Studierende der allgemeinen Literaturästhetik bilden. So erklären sich wohl am einfachsten gewisse Wiederholungen und die in die Darstellung eingelagerte, erklärende Vorführung der wichtigsten *termini technici*, wie zum Beispiel *alankāra*, *guṇa*, *doṣa*, *rīti*, *bhāva*, *rasa*, *dhvani* usw. (Treten freilich in manchen Sätzen beinahe nur unübersetzbare Sanskrit-Begriffe auf, so findet der Laie wenig Belehrung, cf. p. 26, 20–25 oder p. 50, 2–11.) Der Standpunkt des Betrachters ist ein neuzeitlich-angelsächsischer, nicht jener der herkömmlichen indischen Gelehrsamkeit, und deshalb gelangt S. K. De als ebenso unbestechlicher wie sachkundiger Kritiker zu dem durchaus treffenden Urteil, es sei die indische *ars poetica* trotz nicht zu verachtenden Anfängen in mehr als tausend Jahren doch über einen unfruchtbaren, oberflächlichen Formalismus kaum hinausgekommen. Lediglich etwa Bhaṭṭa Nāyaka und Kuntaka haben abseits von der ausgetretenen Heerstraße der Scholastik einzelne hoffnungsvolle Anläufe zu einem tieferen Verständnis der Dichtkunst gemacht. Sie ließen dabei jedoch die nötige Beharrlichkeit vermissen und brachten sich durch dieses Versäumnis selbst um einen bleibenden Erfolg. Die wahrhaft großen Leistungen indischer Wissenschaft liegen *nicht* auf dem Gebiete der Poetik.

Daß dergleichen nötige negative Feststellungen von einem Gelehrten getroffen werden, den seine Herkunft und seine Sachkenntnis gegen den Vorwurf schützen, er sei mißgünstig oder inkompetent, ist höchst dankenswert. Das Büchlein lehrt in schöner Weise, wie Wahrheit vor Vaterlandsliebe zu gehen hat.

E. Gerows wohlgemeinte Anmerkungen (pp. 81–112) lassen den Leser häufig stutzen. Die Übersetzungen aus dem Sanskrit sind unnötig frei, wenn nicht falsch oder mindestens irreführend. Wir beschränken uns auf wenige Beispiele.

- Zu 1, 16: Man tut einem Kopf wie Pāṇini bitter unrecht, wenn man ihn in einem Atem mit den Strukturalisten unserer Tage nennt.
- 5, 15: «*mejorative*» ist eine Bastardform aus «*meliorative*» und «*pejorative*». Dergleichen sollte einem Gelehrten nicht unterlaufen.
- 19, 38: Vākyapadīya 1, 1c ist zu lesen: *vivartate 'rthabhāvena*.
- 22, 24: *sāmudrikalakṣaṇa* dürfte sich auf die Physiognomie, zumal die Handlesekunst, beziehen.
- 26, 25: Vāmana's Kāvyaṅkāraṅkāvṛtti 3, 1, 3 sagt nur: *pūrve nityāḥ || 3 || pūrve guṇā nityās tair vinā kāvyasobhānapapatteḥ ||* Also gehören die Worte «*implying that*» ... bis zum Schluß dem Übersetzer.
- 54, 31: Richtig: «Diejenigen, welche vermöge des durch die Macht dauernder Gewöhnung an die Einfühlung in die Poesie polierten Spiegels ihres Geistes die Fähigkeit besitzen, sich mit dem zu identifizieren, was mitgeteilt werden soll, [heißen] *sahṛdaya*, weil sie an der Unterhaltung der Herzen [von Dichter und Hörer] Anteil haben.»
- 55, 27: Richtig: «Manifestation ist Bewußtsein, dessen Verhüllung beseitigt ist. Wie zum Beispiel eine Lampe, die durch eine Schüssel oder dergleichen verdeckt war, die nächsten Gegenstände erhellt und [dabei] selbst leuchtet, sobald jene weggenommen ist, so erhellt das Bewußtsein des *ātman* die mit den *vibhāvas* usw. verbundenen Stimmungen, ‚Liebeslust‘ usw.» – «The arrow-school» ist Faselei.
- 55, 30: Richtig: «*carvaṇā*» («poetisches Schmecken») ist eine durch «Liebeslust» usw. definierte Manifestation des Bewußtseins, weil sie von der Menge der *vibhāvas* usw. abhängig ist. Und diese ist «Bewußtsein, dessen Verhüllung beseitigt ist».
- 58, 21: = Hāla 669 mit Lesarten. W. RAU

*Ghazālī's Book of Counsel for Kings (Naṣīḥat al-mulūk)*. Translated by F. R. C. BAGLEY. LXXIV, 197 pp., 8°. London, New York, Toronto, Oxford University Press, 1964.

Die *Naṣīḥat al-mulūk*, ein Spätwerk Ghazālīs, gehört zum Genus der Fürstenspiegel, das sich seit dem spätumayyidischen Erwachen des geistigen Interesses an sasanidischer Staatskunst und Staatsordnung zu einer umfangreichen Literatur mit dem Gepräge des Synkretismus von islamischer und sasanidischer Kultur entwickelte. In der Darstellung lehnt sich Ghazālī an seine Vorgänger an: Belehrende Gedanken werden belebt und erläutert durch anschließende Anekdoten und Zitate, die sich größtenteils schon in den älteren Werken der Gattung finden. Als deren Helden und Autoren begegnen jedoch nicht nur sasanidische und islamische Staatsmänner oder griechische Philosophen, sondern auch Sufis und Asketen. Letzteres ein Novum in dieser Literatur, das mit Ghazālīs Neigung zum Sufismus zusammenhängt. Eine andere in Ghazālīs Eigenschaft als Theologe begründete Besonderheit der *Naṣīḥa* besteht darin, daß dem zweiten Teil, dem eigentlichen Hauptteil, eine Erörterung der Glaubenslehren vorausgeht, deren Kenntnis einem muslimischen Herrscher zur richtigen Staatsführung vonnöten sei.

Die ursprüngliche Fassung des Werkes ist persisch. Im 13. Jahrhundert fertigte ʿAlī b. Mubārak b. Mauhūb unter dem Titel *Al-tibr al-masbūk fi Naṣīḥat al-mulūk* eine arabische Übersetzung davon an, die jene vollständig verdrängte. Das Verhältnis der beiden Fassungen, die Echtheit des Werkes, eine Analyse seines Inhalts und seiner Eigenart sowie die Frage nach Ghazālīs Vorbildern und Quellen kommen in einer ausführlichen Einleitung zur Sprache.

Die vorliegende Übersetzung fußt auf der von Ġalāluddīn i Humāʿī, Teheran 1937–1939, besorgten Ausgabe, berücksichtigt aber auch Varianten oder klarere Formulierungen der arabischen Fassung, ohne diese jedoch immer zu Rate zu ziehen. Sonst würde das «*Fuḍail ʿarāḡ bi-niṣānd*» von S. 15, 9 v. u. des persischen Textes wohl kaum durch «*Fuḍayl set down a lantern*» wiedergegeben sein (S. 20, Z. 18), sondern durch «*Fuḍail löscht das Licht aus*» (ar. «*fa-atfa ʿahū*»). Im allgemeinen ist die Übersetzung ziemlich wörtlich. Sie wird freier, wo die Wörtlichkeit zu Unklarheit oder Schwerfälligkeit führen würde. Zahlreiche Anmerkungen dienen dazu, einzelne Begriffe und Ausdrücke näher zu präzisieren oder geben wertvolle Hinweise auf Parallelstellen und sonstige Bezüge. Vereinzelt kleine Ungenauigkeiten und Versehen dürften wohl in einer zweiten Auflage noch verbessert werden. Zum Beispiel bedeutet «*har rōzē sulṭān i ʿādil-rā ʿandān ʿamal ba-āsmān barand ki ʿamal i ra ʿiyat i wai bāšad*» (Ed. Teh. 9, 11 f.) nicht «All actions of the just Sulṭān affecting his subjects are carried to heaven every day» (S. 14, 12 v. u.), sondern «jeden Tag werden dem gerechten Herrscher soviel (gute) Werke zum Himmel getragen (d. h. gutgeschrieben), wie seine Untertanen tun». Gelegentlich ist auch etwas in der Übersetzung ausgelassen. So etwa die Schlußsätze von Ed. Teh. 140, 1 (entspräche Bagl. 152, 18) und Ed. Teh. 145, 5 f. (entspräche 158, 16). Von diesen Kleinigkeiten abgesehen aber darf die Arbeit Bagleys, die die *Naṣīḥa* einem größeren Leserkreis erschließt, als ausgezeichnet betrachtet werden.

B. REINERT

BOZORG ALAVI, *Geschichte und Entwicklung der modernen persischen Literatur*. X, 254 S., 8°. (Iran. Texte und Hilfsbücher, herausgegeben von Heinrich F. J. Junker, Band 5.) Berlin, Akademie-Verlag, 1964.

Zum ersten Male schildert in diesem Buche ein Perser, selbst Schriftsteller, in einer europäischen Sprache die Entwicklung der modernen persischen Literatur. Der Verfasser machte sich 1957 daran, eine Geschichte des modernen persischen Schrifttums seit Beginn unseres Jahrhunderts zu schreiben; er wollte auf diese Weise die *Literary History of Persia* von Edward Granville Browne, die 1924 abgeschlossen wurde, ergänzen. Trotzdem 1959 in der von Jan Rypka herausgegebenen *Iranischen Literaturgeschichte* Vera Kubickova sein Thema behandelte und 1960 ein russisches Werk von Komissarow darüber erschien, hat er sich mit Recht entschlossen, sein Buch herauszugeben, das sich bestrebt, die Wechselbeziehungen zwischen Gesell-

schaft und Literatur und zwischen den politischen Tagesereignissen und der kulturellen Entwicklung herauszuarbeiten. Er gibt zahlreiche poetische Proben in Original und Übersetzung. Leider hat er es aus Bescheidenheit unterlassen, von seinen eigenen bedeutenden Werken zu sprechen. Als erster in Europa hat seinerzeit Jan Rypka (Aus der modernsten Belletristik Irans; in: Arch. orientální 7, 1935, 303 ff.) nachdrücklich auf Bozorg Alavi hingewiesen. Miloš Borecky (Persian Prose since 1946, in: Middle East J. 7, 1953, 240) nennt ihn den besten Erzähler nach Ğamālzáde und Hedāyat. Rudolf Gelpke (Die iran. Prosaliteratur im 20. Jahrhundert, 1. Teil, 1962, 89) bietet bibliographische Angaben. Er hat in den Persischen Meistererzählungen (Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Zürich 1961) Alavis ergreifenden «Totentanz» übersetzt.

L. FORRER

*Islamologie*, par F. M. PAREJA (Madrid) en collaboration avec L. HERTLINGER (Munich), A. BAUSANI (Rome), TH. BOIS (Beyrouth). 1150 S., 4°. Beyrouth, Imprimerie Catholique, 1957–1963.

Als 1951 zu Rom in italienischer Sprache die *Islamologia* des F. M. Pareja, S. I., damals ordentlicher Professor des entsprechenden Faches an der Gregoriana im Vatican, erstmals erschien, stellte das Buch eine epochemachende Neuerung für den Spezialisten dar, denn das Werk versuchte in einem geschlossenen Band eine einheitliche Gesamtschau des weitverzweigten, vielschichtigen und oft verworrenen Materials der ganzen Islamkunde zu geben. Bald folgte, den besonderen historischen Voraussetzungen der Iberischen Halbinsel angepaßt und auf den damaligen Stand der wissenschaftlichen Forschung gebracht, 1952–1954 zu Madrid in zwei Bänden eine wesentlich erweiterte Fassung in spanischer Sprache. Gegenwärtig liegt nun, wieder in einem einzigen, aber sehr stattlichen Bande, dessen Druck im März 1964 abgeschlossen wurde, die französische *Islamologie* vor. Sie ist, gegenüber den früheren Versionen, wieder eine sinnvolle Anpassung für ihren hauptsächlichsten Leserkreis, da sie z. B. um das ausgedehnte Kapitel über hispano-arabische Literatur der spanischen Fassung gekürzt erscheint, sonst aber manche wertvolle und interessante Neuerung bietet, wie z. B., innerhalb der «Littératures mineures islamiques», den Beitrag von Th. Bois über das Schrifttum der Kurden (S. 957–967).

Die Anlage des Werkes ist im Wesentlichen gleich geblieben. Es beginnt mit einleitenden Erörterungen grundsätzlicher Art, wie Umschrift, Zeitrechnung, Schulungszentren und allgemeine Bibliographie. Dem folgt das 2. Kapitel: «Les pays de l'Islam», das eine allgemeine geographische Gesamtschau mit losen völkerkundlichen Hinweisen bietet. Danach hebt der Hauptteil des Werkes an, das in vier große Abschnitte gegliedert ist. Der 1. Teil behandelt die Geschichte vom Arabien vor Muḥammad bis zu den Staaten und Gebieten der Muslime von heute (S. 60–596); der 2. Teil gilt den Institutionen, die notwendigerweise vom Koran ausgehen und in

ihrer vielfältigen Ausgestaltung dargestellt werden, um in der Betrachtung der islamischen Sekten auszumünden (S. 597–858); während der 3. Teil den islamischen Literaturen (S. 859–972) und der 4. Teil Wissenschaft und Kunst (S. 973–1072) gewidmet ist. Jedem einzelnen Kapitel wird eine reichhaltige Bibliographie angefügt, und am Ende erschließt ein ausgedehnter Index in handlicher Form das Buch. Darüber sind noch die zahlreichen anschaulichen geographischen und chronologischen Tafeln, wie auch die verschiedenen Diagramme, unter denen nur das der Gliederung der Ši'a (S. 832) hervorgehoben sei, besonders zu erwähnen.

Bereits die früheren Fassungen sind als ausgezeichnete «Summa» der Islamkunde bezeichnet worden. Diese kurze und prägnante Charakterisierung gilt in noch höherem Maße für den vorliegenden Band, der in Form eines Handbuches zugleich einen allgemeinverständlichen Leitfaden für den Laien, wie auch ein hochwillkommenes, übersichtliches Nachschlagewerk für den Wissenschaftler und Fachmann bietet. Hervorzuheben ist vielleicht, daß der weitblickende Autor nicht im herkömmlichen Bereich der arabisch-persisch-türkischen Welt halt macht, sondern auch den islamischen Randgebieten im schwarzen Afrika, im südöstlichen und inneren Asien, über die man im Allgemeinen kaum orientiert wird, wohldokumentiert zu berichten weiß. Vielleicht wäre hier noch ein kleines Kapitel über die Muslime in der Neuen Welt erwünscht, deren systematischer Erforschung sich gegenwärtig Prof. Dr. R. Reichert im Centro de Estudos Afro-Orientais da Universidade da Bahia in Salvador (Brasilien) widmet. Er ist bisher zum Ergebnis gelangt, daß der Islam in vier historisch und ethnisch verschiedenen Substraten nach Amerika kam: 1. einige Morisken aus Spanien im Gefolge der Conquistadores; 2. vom Ende des 18. Jahrhunderts an, durch den Sklavenhandel westafrikanischer Neger, die ihren Islam vor allem in Brasilien lebendig erhielten; 3. im Laufe des 19. Jahrhunderts, die sogenannten «Turcos» Lateinamerikas, meist Levantiner Händler und Gewerbetreibende aus dem heutigen syrisch-libanesischen Raume, die ihre Bezeichnung der ehemaligen Zugehörigkeit zum Osmanischen Reiche verdanken; 4. Malajien, die die Niederländer als Arbeitskräfte nach Amerika brachten, so daß in Surinam mit einem nicht unbedeutenden insulindischen Islam zu rechnen ist. – Zu diesen vier geschichtlichen Schichten gesellt sich noch die der Einwanderer aus jüngster Zeit sowie auch die nicht zu unterschätzende Missionstätigkeit der Muslime. In diesem Bereich sind auch die in USA in Erscheinung tretenden «Black Muslims» einzuordnen, die historisch gesehen aus der weiter oben erwähnten zweiten Schicht hervorstiegen, heute aber gewiß vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, eine sozial-rassenpolitische und kaum eine religiöse Rolle spielen. All diese verschiedenartigen Muslime Amerikas belegen auf das Anschaulichste die weltweite Bedeutung des Islam, gerade in der Gegenwart.

Dieser kleine Exkurs über ein Gebiet der Islamkunde, das im Schrifttum noch kaum behandelt wurde, soll aber in keiner Weise den Wert des Werkes von F. M. Pa-

reja beeinträchtigen, sondern es allerhöchstens ergänzen. So sind auch die folgenden Bemerkungen gedacht, die weniger als Kritik aufzufassen sind als viel eher Hinweise für eine künftige, erneute Überarbeitung liefern möchten, falls die *Islamologie*, vielleicht gar in einer anderen Sprache, wieder erscheinen sollte.

Es gehört sicherlich zum Einfachsten in einem Buch dieser Art, den Mangel eines Zitats in irgendeinem Bereich nachzuweisen; aber im Rahmen des ganzen Werkes dürfte der Name von David Storm Rice mit einer seiner einschlägigen Publikationen über islamische Kleinkunst oder über die Grabungen von Harrân doch nicht fehlen. – Gewiß können auch nicht alle zu behandelnden Probleme und Persönlichkeiten mit der gleichen Treffsicherheit umrissen erscheinen: So ist, meines Erachtens, Hasan al-Baṣrî zwischen Orthodoxie, Askese und Mystik sehr gut situiert (S. 569 und 746 ff.); hingegen wird Ibn Hazm wohl als Theologe und Religionshistoriker, kurz als Denker und Wissenschaftler (S. 707 und 973 ff.) charakterisiert, findet aber bei der Behandlung des arabischen Schrifttums nur in der Bibliographie (S. 892) Erwähnung, während dieser höchst fruchtbare und vielseitige Autor aus al-Andalus, vor allem mit seinem bezaubernden «Halsband der Taube», in erster Linie als Literat und Dichter gewürdigt werden sollte. – Fragwürdig ist auch die Darstellung der gelehrten Person des Idrîsî aus Palermo (S. 1009), dessen Werk sicherlich nur in einer sehr losen Beziehung zur alexandrinischen Geographie steht, wobei ich sogar wagen möchte, ihn allerhöchstens als «Pseudo-Ptolemaiker» zu bezeichnen; doch über seine genaue Stellung innerhalb der Geschichte der Wissenschaften wird hoffentlich die vom Istituto Italiano per il Medio ed Estremo Oriente in Rom unternommene kritische Ausgabe des Kitâb Rugâr zu gegebener Zeit sachgemäß und erschöpfend unterrichten. – Die Riten der Muslime werden, wie es auf der Hand liegt, im Anschluß an die «fünf Eckpfeiler des Islam», d. h. des Glaubensbekenntnisses, dargestellt (von S. 640 an). Dabei ist sicherlich alles morphologisch Wesentliche erwähnt, doch hat, wie mir scheint, die genetisch-ideologische Begründung dieser religiösen Handlungen einen allzu geringen Platz erhalten, wie z. B. ṣalât al-istisqâ (S. 645), die Regen-Rogatorien, die einen primitiven, älteren Brauch des Regenzaubers islamisch kanonisiert haben. Auf einen generelleren Nenner gebracht, ist hier der Islam und seine Erscheinungsformen in vieler Hinsicht zu wenig unter dem Gesichtspunkt der Ethnologie gesehen. – In diesem Zusammenhange sei auch daran erinnert, daß den meisten Kulthandlungen ein Symbolwert eigen ist, angefangen mit dem Heiligen Wort des Korans. Wenn dabei auch verschiedene Auslegungen möglich sind, so sollte die Symbolik unter den Muslimen nicht allzusehr vernachlässigt werden. Damit streift man ein weiteres Problem, nämlich den Gegensatz und die gleichzeitige Bedingtheit vom orthodoxen Islam der Schriftgelehrten und dem volkstümlichen Islam der Massen. Davon handelt eindeutig nur der Abschnitt «La position des érudits» (S. 803) in Bezug auf das populäre Bild Muḥammads. Hier aber liegt einer der schwierigsten und höchst problematischen Aspekte des Islam überhaupt, da seine strengen, recht-

gläubigen Vertreter jeden Synkretismus grundsätzlich ablehnen, während tatsächlich auch die Lehre Muḥammads immer und immer wieder, trotz aller anderslautenden Behauptungen, in den verschiedensten Epochen und unter allen nur denkbaren Bedingungen, insbesondere bei seiner weltweiten, missionarischen Ausbreitung im Laufe der Jahrhunderte, sich zu den erstaunlichsten Kompromissen bereit gefunden hat, so daß man heute, der angeblichen Einheit zum Trotz, unter anderen von einem negerafrikanischen, einem insulindischen (von dem S. 288 ff. gehandelt wird), einem chinesischen Islam sprechen kann. Innerhalb dieses volkstümlichen Islam spielt die Heiligenverehrung eine hervorragende Rolle, die ihrerseits wieder mit dem populär-herkömmlichen Bild des Propheten Muḥammad zusammenhängt. Diese ganze Darstellung empfinde ich allzusehr aus dem Gesichtswinkel der orthodoxen Muslime geprägt, ohne daß man den Phänomenen vergleichend oder religionsgeschichtlich nachzugehen sucht. Als einziges Beispiel sei der legendäre, vormuḥammadanische Walī Ḥiḍr, der Grüne (S. 780) erwähnt, der einerseits auf altorientalischen Anschauungen und dem hellenischen Glaukos beruht, andererseits mit dem christlichen Heiligen Georg gleichgesetzt wurde, wie es sehr eindringlich R. Kriß im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde, 1960, S. 48–56 dargestellt hat. Vielleicht könnte ich das bisher Gesagte unter dem Desideratum nach einem eigenen Abschnitt über den volkstümlichen Islam zusammenfassen, der gerade in der Neuzeit einen sehr bedeutsamen, kraftvollen und eigenwilligen Aspekt der Welt der Muslime ausmacht. Im weiteren Zusammenhange damit steht auch soziales Brauchtum und Wirtschaftsleben, das im Mittelalter seine eigene, islamische Ausprägung erhalten hatte und damals der Aufsicht durch den Muḥtasib, einem weltlich-religiösen Beamten, unterstand. Dieser, für das volkstümliche, tägliche Leben höchst bedeutsamen Institution ist in der *Islamologie* lediglich ein Satz gewidmet (S. 685). Die Wegleitungen für diesen Funktionär, die sogenannten Ḥisba-Traktate, deren praktische Anwendung im Osten wie im Westen durch zahlreiche Texte sichergestellt ist und auf die vor kurzem erneut Rachel Arié, *Traduction annotée et commentée des traités de ḥisba d'Ibn 'Abd al-Ra'ûf et de 'Umar al-Garsifî*, Hespéris-Tamuda, I (1960), eingegangen ist, kommen gar nicht zur Behandlung. Dabei verschließen sich mir die Schwierigkeiten nicht, diese komplexen Fragen sinnvoll und wohlgeordnet in einem Buch, wie dem vorliegenden, zu behandeln; auf der anderen Seite soll aber auch die Bedeutung, die reiche Fülle und der Wert des Dargebotenen in keiner Weise gering geschätzt erscheinen. Es finden sich in dem Werke meisterhafte Darstellungen von grundsätzlichen Themen, wie meiner Auffassung nach, z. B. dem höchst verworrenen islamischen Sektenwesen (S. 814–858); daneben gibt es viele allgemeine, prägnante, treffsichere Feststellungen, wie z. B. die hervorragende literarische Bedeutung des Korans, der sich aber in keine der herkömmlichen schriftstellerischen Gattungen einteilen läßt (S. 865), oder das fließende Verhältnis von Schrifttum und Literatur im Arabischen (S. 878).

Abgesehen von mehr oder minder kleinlichen Beanstandungen, ist der gebotene Stoff übersichtlich, leicht verständlich und korrekt zusammengestellt. Für mein Empfinden, und dabei mag es sich weitgehend um eine höchst persönliche Art der Auffassung handeln, vermisse ich ein wenig jene eklektische und zugleich gläubige Haltung eines Ignaz Goldziher, denn viele Angaben erscheinen oft allzu problemlos und unumstößlich vorgetragen, doch vielleicht liegt gerade dies im Sinn und Geiste des Handbuches selbst und seiner Verfasser, die mehr den augenblicklichen Stand der Islamkunde möglichst klar festzuhalten suchen, als dem in stetem Flusse befindlichen Fortschritt der wissenschaftlichen Fragestellung folgen wollen. – Auf das Ganze gesehen und über jeden Zweifel erhaben, liegt aber in der *Islamologie* des Paters Pareja und seiner Mitarbeiter ein schönes, nützliches und gleichzeitig handliches Nachschlagewerk, auch für den Fachmann, vor. C. E. DUBLER

ARAGON, *Le Fou d'Elsa*. Poème. 459 S., 8°. Gallimard, Paris, 1963.

Von einem gelehrten Gesichtspunkt aus bin ich auf die Moriskenliteratur in *Los defensores de Teodomiro (Leyenda mozarabe)*, meinen Beitrag zu den «Etudes d'Orientalisme dédiées à la mémoire de Lévi-Provençal» (Paris, Maisonneuve et Larose, 1962) und vor allem, veranlaßt durch die Zürcher Dissertation von Daniel Bodmer, in *Die Granadiner Romanzen in der europäischen Literatur*, erschienen in den «Schweizerischen Monatsheften», 36. Jahrgang, Heft 11, Februar 1957, S. 914, eingegangen, wobei auch das moderne Schrifttum zum Thema, sofern es ein gewisses kritisches Relief hatte, allgemein zur Beurteilung kam. Mittlerweile sind in diesem Rahmen zwei kleinere, aber recht bedeutsame Publikationen in Granada erschienen: einmal von L. Seco de Lucena, *Los Abencerrajes, Leyenda e Historia*, 1960, und zum anderen von D. Gonzalo Maeso, *Garnâta al-Yahûd (Granada en la historia del judaismo español)*, 1963.

Ganz anders angelegt, diese Teilansichten und viele andere Aspekte weit umspannend, ist Louis Aragons schönes Buch, dem heute schon ein unbestreitbarer Ehrenplatz in der französischen Moriskenliteratur der Gegenwart zukommt. Recht sonderbar mutet dabei auf den ersten Blick der Titel – *Le Fou d'Elsa* – an, aber dieser wurde gerade so gewählt, um die Leserschaft nicht unnötig vor den Kopf zu stoßen, denn an sich hätte er, wie mir der Autor verriet, *Mağnûn Elsa* lauten sollen. Diese Form läßt nun schon einen Rückschluß auf die arabisch-islamische Anregung des ganzen Werkes zu, indem der Titel bereits auf den von Liebe Besessenen Bezug nimmt, ein Motiv, das von früh-arabischer Zeit an bis in die Gegenwart, als Gemeinplatz des Schrifttums der Muslime, stets von neuem zur Darstellung gelangt ist. Aragon geht aber viel weiter, denn es handelt sich bei ihm um eine weit ausladende, dichterische Vision des spätmittelalterlichen Granada. Er nimmt die Eroberung des maurischen Reiches durch die katholischen Könige zum Anlaß, um daraus eine poetische Weltanschauung zu gestalten. Seite 58 heißt es: «... Je vous donne ici les poèmes

de Medjnoûn, tels que je les ai surpris, mêlé aux mendiants et aux gamins des rues, car il parle pour moi, dans cette Grenade appelée vie, où je ne crains ni la honte ni le rire, mais seulement de n'avoir pas dit avant le crépuscule une chose pour quoi je suis né»; und in diesem Ausruf «... dans cette Grenade appelée vie ...» liegt das Wesentliche.

Ausgehend von der romantischen Sicht in Chateaubriands weltberühmten Werken, findet Aragon Anknüpfungspunkte des Falls von Granada im Jahre 1492 zum Spanischen Bürgerkrieg 1936–1939 und zur Einnahme von Paris 1940. Neben einem weitgesteckten geistesgeschichtlichen Querschnitt des westlichen Denkens in diesem Werke, bei dem von der Hispanitas noch gesondert zu sprechen sein wird, ist auch eine umfassende Sicht in die Welt des Islam miteinbeschlossen; so steht auf Seite 17: «... De ces choses, dont le Coran prétend que l'interprétation n'est connue que d'Allah. Mais je ne défends pas ce que j'écris ou vais écrire. J'ouvre ici seulement le rideau sur un univers où l'on m'accusera peut-être de fuir le temps et les conditions de l'homme que je suis. C'est peut-être de cet homme-là que je sais ce que de moi l'on ignore. ... Le rideau, toujours, est de pourpre et lourd à soulever. Je le répète, il a suffi d'une chanson naissante, d'un vers volé, d'une phrase fautive. ... Tout a commencé par une faute de français.» Aragon, mit einem unerhört feinen Sensorium für das Sprachliche ausgestattet, will nicht den purpurnen, schwerfälligen Vorhang der geschichtlichen Lüge, der sich stets über den Unterlegenen – so auch über Boabdil – legt, mit scharfer historischer Quellenkritik lüften, sondern er strebt einer dichterischen Weltanschauung mit Granada als Schauplatz zu, wo Juden und Muslime im Bunde den intoleranten Christen mit ihrer Inquisition gegenüberstehen. Dazwischen klingen Seite 340 die bezaubernden *Romances fronterizos* an; die in jener Krisenzeit des Glaubens entstandene *Celestina* wird Seite 342 miteingewoben, und geistreich stehen sich Seite 349 bis 355 Don Juan und der gottsuchende San Juan de la Cruz gegenüber. Neben all dem zauberhaften Beiwerk steht Seite 107: «Mais rien ne se peut entendre de ce qui fut la fin de Grenade que je ne vous conte, moi qui suis cette aventure des homme et de Dieu d'un promontoire lointain de siècles et d'idées qu'on nomme avenir, l'histoire de cette destinée comme vous et moi pouvons la comprendre, ayant vécu d'autres chutes, vu mourir et renaître des patries et lisant à notre manière dans le Coran la phrase de la Sourate intitulée *Le voyage nocturne ou les Fils d'Israël*.» Und schattenhaft taucht stets und stets Boabdil, der letzte König von Granada, auf, dessen Gestalt mit derjenigen Mohammeds in Medina nach der Niederlage am Uḥud in Parallele gesetzt wird. Noch weiter ins Surreal-Geisterhafte entrückt ist die Gestalt Elsas, an die sich der lapidare Satz knüpft: «La femme est l'avenir de l'homme.» Dazu gesellen sich dichterische Auslegungen um deren Namen, wie er arabischen Sprach- und Lautgesetzen zufolge hätte geschrieben werden müssen; kurz: ein wahrhaftes west-östliches Universum fügt sich phantasievoll und formenreich um die poetische Vision des spätmittelalter-

lichen Granada. Die Verarbeitung der Vielfalt dichterischer Möglichkeiten in den verschiedensten Sprachen und ihre sinnvolle Umlegung ins Französische ist für sich allein schon ein Kunstwerk ersten Ranges. Die Fülle der hier zugrunde liegenden Kenntnisse und die zu ihrer Auswertung notwendige dichterische Sensibilität wird auch der Eingeweihte nur teilweise und mit der Zeit gewahr. Bei den zahlreichen wenig gebräuchlichen Namen und Ausdrücken ist das am Ende des Werkes angefügte reichhaltige «Lexique et Notes (S. 427–452)» gewiß nicht überflüssig, ja geradezu unerlässlich, denn so viel Fachwissen ist keinem gängigen, noch so gebildetem Leser zuzumuten.

Aber auch hier, wie allem Menschlichen, haftet der Makel der Unvollständigkeit an, so ist zum Beispiel unter dem Buchstaben U die spanische Stadt Ubeda aufgeführt, aber der weiter oben zitierte, nördlich von Medina in Arabien gelegene Berg Uḥud, bei dem Mohammed im März 625 eine empfindliche Niederlage erlitt, bleibt unerwähnt. Doch diese und ähnliche Bemerkungen gehören zur Fachsimpelei und beeinträchtigen in keiner Weise das Wesentliche des Buches. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, in *Le Fou d'Elsa* eine poetische, wenn auch höchst lyrisch-subjektive Verschmelzung von Orient und Okzident zu erkennen; es stellt eine dichterisch sinnvolle Weitergestaltung der so traditionsreichen Moriskenliteratur dar, und das Werk gehört gewiß zum Bedeutsamsten dieser Art in französischer Sprache. Bereits in vergangenen Jahrhunderten, vor allem um 1600, hat ja das Moriskenproblem in Frankreich nicht nur einen literarischen, sondern darüber hinaus einen geistesgeschichtlichen und höchst politischen Anstrich erhalten.

C. E. DUBLER

HEINRICH OTTEN, *Keilschrifttexte aus Boghazköi*, zwölftes Heft (Texte aus Stadtplanquadrat L/18, I. Teil). X Seiten, 40 Blätter, 2°. (77. Wissenschaftliche Veröffentlichung der deutschen Orient-Gesellschaft.) Berlin, Verlag Gebr. Mann, 1963.

Die archäologische Erforschung der Ruinen von Boghazköi in Kleinasien, der einstigen Hauptstadt des Hethiterreiches, gliedert sich in drei Etappen. Die erste davon umfaßt die Grabungstätigkeit Hugo Wincklers in den Jahren 1906/07 und 1911/12. Die zweite Folge von Ausgrabungen, nun unter Leitung von Kurt Bittel, dauerte von 1931 bis 1939. Erneut aufgenommen wurde die Arbeit im Gelände im Jahre 1952, und seither konnte alljährlich eine kleinere oder größere Kampagne auf dem Boden der ehemaligen Stadt Hattuša durchgeführt werden.

Bei allen Grabungen kamen auch beschriftete Tontafeln zum Vorschein. Als eigentliche Fundstellen für derartige Keilschrifttexte lassen sich bis heute etwa sieben Punkte im Gelände der einstigen Stadt feststellen, wovon mehr als die Hälfte im Areal der königlichen «Akropolis» Büyükkale liegt. Es sind dies: 1. das schon von Winckler 1906 entdeckte Gebäude «E» auf Büyükkale, – 2. das Archiv «A» ebendort, welches 1931–1933 freigelegt wurde, – 3. das Gebäude «D», ebenfalls auf der

Burg; vgl. Vorworte zu KBo VII und VIII, – 4. das Depot «K», auch auf Büyükkale, gefunden 1957, – 5. das Tontafelarchiv in den Magazinen des Großen Tempels, bekannt seit 1907, – 6. das sogenannte «Haus am Hang», bergwärts südöstlich des Großen Tempels gelegen und von Winckler 1907 und 1911–1912 weitgehend ausgegraben, – 7. die altassyrische Handelsniederlassung (*kārum*) in der Unterstadt, welche 1956 eingehender untersucht wurde. – Nachgrabungen beim «Haus am Hang» in den Jahren 1960/61 brachten noch einmal eine größere Anzahl Tontafelfragmente zutage, von welchen nun Otten die erste Hälfte, nämlich 140 Nummern, in Keilschriftautographie als KBo XII vorlegt.

Diese neu publizierten Texte stammen zum überwiegenden Teil nicht aus dem Gebäude selbst, sondern sie wurden in sekundärer Lagerung, in manchen Fällen sogar im Schutt früherer Grabungen gefunden. Es überrascht daher nicht, daß keine vollständigen Tontafeln gehoben wurden, sondern nur Fragmente. Ein paar wenige neu gefundene Stücke lassen sich an schon längst bekannte anschließen und ergeben damit für diese noch nachträglich die Fundstelle (Winckler hatte seinerzeit kaum darauf geachtet), z. B. Nr. 5 (+ 2 BoTU 23 A, Telipinu-Erlaß), Nr. 36 (+ KUB XXI 4, Vertrag mit Alakšandu), Nr. 70 (+ KUB IV 3, hethitisch-akkadische Spruchweisheit, Schülertafel?), Nr. 73 (+ KUB IV 5, Hymnus an den Wettergott), Nr. 85 (+ KUB XXVII 29 + VBoT 120, magisches Ritual der Allaiturahi) und Nrn. 126/127 (+ KUB XXIV 9, magisches Ritual der Malli aus Arzawa). Andere Fragmente ergänzen als Duplikate oder Paralleltex te bereits Bekanntes. So ist Nr. 22 Duplikat zur eigenartigen Erzählung von der Krümmung der Stierhörner KBo III 41 + KUB XXXI 4, vgl. ZA NF XXI 156–168 (zum dort genannten Exemplar C = Bo 1868 haben sich inzwischen noch die Anschluß-Stücke 766/u und 844/u gefunden). Nr. 27 ergänzt das Stück KUB XXXIV 23 aus dem Bericht über die Mannestaten des Šuppiluliuma, und Nr. 42 bietet ausführlicher als das bisher bekannte ABoT 49 einen Ausschnitt aus einer epischen (?) Erzählung, worin Kaufleute mit großtuerischer Rede auftreten.

Unerwartet reichlich sind in KBo XII Texte historischen Charakters vertreten. Dabei verdienen jene Stücke ein besonderes Interesse, welche entweder in die Frühzeit der hethitischen Reichsbildung weisen oder neue Erkenntnisse zum Ausklang des Hethiterreiches liefern. Zur ersten Gruppe gehört Nr. 3, welches nicht nur die in der Frühzeit häufig umstrittene Stadt Zalpa erwähnt, sondern auch Anumhirbi, jenen Fürsten von Mama, dessen Denkmal auf einem der Amanus-Pässe noch vom Assyrerkönig Salmanassar III. (858–824) angetroffen wurde und dessen Brief an den Fürsten Waršama von Kaneš (in altassyrischer Schrift und Sprache) vor einem Jahrzehnt in Kültepe im Zusammenhang mit einer monumentalen Palastanlage zum Vorschein kam. Das kleine Bruchstück Nr. 13 erwähnt einen Jarimlim, wahrscheinlich den bekannten Herrscher von Alalah und Jamhad, und mit der altmodischen Wendung «Truppen und Streitwagen» erinnert es nicht nur an den schon genannten

Anumhirbi-Text, sondern auch an den Bericht vom Syrienfeldzug des Hethiterkönigs Hattušili I. in KBo VII 14 + KUB XXXVI 100. – Hochinteressante Dokumente zur Spätzeit des hethitischen Großreiches sind die Nrn. 30, 38, 39 und 41, deren Bedeutung Otten bereits MDOG 94 (1963) dargetan hat. Alle beziehen sich auf die Regierungszeit des Königs Šuppiluliuma II. (um 1200 v. Chr.); höchstens Nr. 39 könnte noch von dessen Bruder und Vorgänger Arnuwanda stammen. Es handelt sich um ein Fragment eines Staatsvertrages zwischen dem Hethiterkönig und seinem Vasallen, dem König von Alašija (= Zypern), neben dem noch ein rätselhafter *pidduri*-Mann genannt wird. Nr. 41 ist ebenfalls Fragment eines Staatsvertrages, diesmal zwischen Šuppiluliuma II. und Talmi-Tešub von Karkemisch. Nr. 30 enthält ein Stück Eidesleistung auf Šuppiluliuma II., wobei sprachlich einiges unklar bleibt. Deutlich ist der Passus: «[Meine Majestät] Šuppiluliuma [besch]ütze mit loyaler Gesinnung! Was ich aber als meine Nachkommenschaft an meiner (?) Stelle mit einsetze, [de]n beschütze in der Herrschaft mit loyaler Gesinnung!» Der interessanteste und ausführlichste Text schließlich ist Nr. 38, ein Erlaß Šuppiluliumas zur Errichtung eines Felsenheiligtums, verbunden mit einem historischen Rahmentext. Einleitend ist von einer Unterwerfung und Tributleistung Alašijas die Rede. Darauf folgt (nach einer Lücke) der Bericht von der Anfertigung eines Bildes des Vaters Tuthalija IV. und von dessen Überführung in das «beständige Felsenheiligtum». Die Tafelrückseite bringt dann wieder historische Ereignisse zur Sprache, nämlich eine Seeschlacht gegen die «Feinde von Alašija». Auffallenderweise ist in diesem Abschnitt nicht mehr von einem «König von Alašija» die Rede; mit diesen Feinden von Zypern könnten also sehr wohl in der Zwischenzeit eingefallene «Seevölker» gemeint sein, von denen die berühmte Inschrift Ramses' III. am zweiten Pylon des Tempels von Medinet Habu Kunde gibt. Im letzten erhaltenen Teil von KBo XII 38 wird noch einmal das «beständige Felsenheiligtum» genannt, was natürlich an Yazilikaya erinnert, genauer an die Nebenkammer mit dem noch vorhandenen Statuensockel und der Namenshieroglyphe Tuthalijas darüber an der Felswand.

Natürlich sind in KBo XII auch andere Gattungen des hethitischen Schrifttums vertreten, so Fragmente der Gesetzessammlung, mythologische Texte, Beschwörungsrituale und Festbeschreibungen. Wenn einmal die zweite Hälfte der Tontafelfragmente aus dem «Haus am Hang» vorliegt, muß wohl auch die Frage nach der Funktion dieses Gebäudes (Schreiberschule?) gestellt werden. RUDOLF WERNER

HÜSEYİN G. YURDAYDIN, *Matrakçı Nasûh*. Ankara Üniv. İlâhiyat Fak. Yayınları. (Veröff. der theol. Fak. der Univ. Ankara). XLIII. 151 S. S. 81–145: Bilder und Facsimilia. Ankara 1963.

Der Name des Matrak-Spielers (und vermutlichen Erfinders dieses Spieles) Nasûh wurde weiteren Kreisen zum ersten Male bekannt durch Albert Gabriels Artikel

«Les étapes d'une campagne dans les deux Irak d'après un manuscrit turc du XVI<sup>e</sup> siècle» in der Zeitschrift «Syria» (9, 1928. 346 ff.). Im Dezemberheft 1960 des «Du» hat dann Mazhar Ipşiroğlu das «Buch der Wege und Stationen» wieder behandelt, mit prachtvollen Wiedergaben verschiedener Bilder. Nun widmet H. G. Yurdaydın dem vielseitigen Manne eine umfassende Studie. Sie umfaßt fünf Kapitel: Nasûh, das Matrak-Spiel und der Waffensport; Nasûh als Kalligraph und Maler; seine mathematischen Werke; seine geschichtlichen Werke; Persönlichkeit und Gedankenwelt. Dank gründlicher Studien über die Handschriften der Werke Nalûhs in Istanbul, Wien, Paris und London bringt der Verfasser viele neue Erkenntnisse und berichtigt Irrtümer. Vor allem zeigt sich, daß die geschichtlichen Werke offensichtlich Teile einer Weltgeschichte darstellen. Sie geht aus von der Übersetzung der berühmten Chronik des Tabari, die Nasûh im Auftrage von Sultan Süleyman anfertigte, setzt aber die Darstellung bis zum Jahre 1551 fort. Auch die erwähnte Schilderung des Feldzuges nach den beiden Irak ist ein solcher Teil. Für die Zeit des Verfassers ist sein Werk primäre Quelle; es enthält z. B. interessante Angaben über die Beziehungen Süleymans zu seinem Sohne Mustafa. Ein Teil davon ist leider nachträglich, wahrscheinlich durch Nasûh selbst, durch Streichung unleserlich gemacht worden, offenbar nach der Hinrichtung des unglücklichen Prinzen. Nasûhs mathematisch-geographische Interessen zeigen sich in seinen geschichtlichen Werken durch viele Angaben über geographische Breiten und Längen, über Entfernungen usw. Im Anhang ist das türkische Diplom (berat) von 926/1530 abgedruckt, das Nasûh die Titel Üstad-i seramend und Reis-i hünermend verleiht, die im ganzen Reiche Geltung haben sollen. Nasûh trägt hier den Beinamen Silâhî; in einem mathematischen Werke, das er 1517 Sultan Selim wimete, nennt er sich Nasûh b. Abdallah und Nasûh b. Karagöz el-Bosnevî («der Bosnier»). Eine Reihe von Bildern und Facsimilia aus Handschriften beschließen das wertvolle Werk, dem ein Verzeichnis der Arbeiten von Hüseyin G. Yurdaydın beigegeben ist. Das Werk wird ergänzt durch einen Aufsatz von Yurdaydın «Matrakçi Nasûh'un minyatürlü iki yeni eseri» (zwei neue Werke Matrakçi Nasûhs mit Miniaturen) im Belleten (28, 1964, 229 ff.) dem ebenfalls Bilder aus Handschriften (u. a. solche von Antibes, Marseille und Nizza) beigegeben sind.

L. FORRER

ALI FUAD BAŞGIL, *La révolution militaire de 1960 en Turquie (Ses origines)*. Contribution à l'étude de l'histoire politique intérieure de la Turquie contemporaine. 206 p. Genève, Perret-Gentil, 1963.

Professor Ali Fuad Başgil ist außerhalb der Türkei vor allem bekannt durch sein Buch über die Meerengenfrage (*La question des Détroits; ses origines, son évolution, sa solution à la conférence de Lausanne; 1928*) und seine Beiträge zum Band «Turquie» der Reihe «*La vie juridique des peuples*» (1939) sowie als potentieller

Kandidat für die Präsidentschaft der Zweiten Republik (1961). Er widmet das vorliegende Buch «all denen unter meinen Landsleuten, die unter der Härte der Männer des 27. Mai gelitten haben» und stellt ihm ein Wort des hingerichteten Ministerpräsidenten Adnan Menderes voran, den er einst schon als Student an der juristischen Fakultät von Ankara 1932/33 kennengelernt hatte. Die Einleitung des Buches schildert die Stimmung der Zeit von Ende April 1960 bis zum Umsturz und die Sorglosigkeit des Ministerpräsidenten; sie zählt einige Irrtümer der Demokratischen Partei auf, hält aber für die eigentliche Ursache des Umsturzes die unerbittliche Feindschaft zwischen dieser Partei und der Republikanischen Volkspartei und die zwischen ihren Leitern Celâl Bayar und Ismet İnönü. Dann wird das Thema in vier Kapiteln behandelt: die Bildung der politischen Parteien nach der Errichtung der ersten Republik; die Demokraten an der Macht; der Niedergang ihrer Macht; Gründe der Unzufriedenheit der Offiziere des Heeres. Besonderen Quellenwert hat das Buch, wo der Verfasser seine eigene Tätigkeit schildert: seine Kritik an der Sprachreform (1944), von deren Wirkung auf İnönü und verschiedene Minister ihm Suad Hayri Ürgüplü (der spätere Ministerpräsident) erzählte, seine Artikelreihe «Die Philosophie des Despotismus» (1945); seine Diskussion mit Celâl Bayar über das Parteiprogramm der Demokraten (1946). Prof. Başgil war Präsident der 1947 von Universitätsprofessoren und Journalisten gegründeten Vereinigung für liberale Ideen; schon 1955 wagte er zu sagen: «Die Irrtümer der Regierung sind derart, daß sie für die Zukunft unserer Demokratie keine Hoffnung übriglassen.» In letzter Stunde ließ ihn Menderes am 28. April 1960 nach Ankara rufen. Sein Bericht über die Besprechungen in der Residenz des Staatspräsidenten ist von höchstem Interesse. Er schlug damals die Bildung eines Koalitionskabinettes vor. Menderes war zum Rücktritt bereit, aber Bayar und Außenminister Zorlu traten für eine Politik der starken Hand ein. In der anschließenden Sitzung beschloß das Kabinett, im Amte zu bleiben. Das Buch endet mit einem Schlußabschnitt: Les quatre responsables de la catastrophe du 27 mai: Les abus et les erreurs du pouvoir démocrate lui-même; les manœuvres perfides de l'opposition; la déloyauté de certains milieux intellectuels; la presse aux enchères.

Prof. Başgil will, wenn die Umstände es gestatten, ein weiteres Buch schreiben, um die «verheerenden Wirkungen» des Staatsstreiches vom 27. Mai 1960 und die gegenwärtige Regierung der Türkei zu beschreiben. Man darf es mit Spannung erwarten.

L. FORRER

ALEXANDRES BENNIGSEN et CHANTAL LEMERCIER-QUELQUEJAY, *La presse et le mouvement national chez les Musulmans de Russie avant 1920*. Ecole prat. des Hautes-Etudes. 6<sup>e</sup> section: Sciences écon. et sociales. Sociétés, mouvements sociaux et idéologies. 2<sup>e</sup> Série: Documents et témoignages. 4. 386 S., 8°. Paris/La Haye, Mouton & Co., 1964.

Die Verfasser dieses Buches, die 1960 eine *Histoire des mouvements nationaux chez les Musulmans de Russie* veröffentlicht haben, wurden zum vorliegenden Buche durch die sehr bedeutenden Sammlungen muslimischer Zeitungen und Zeitschriften in der National- und Universitätsbibliothek zu Helsinki angeregt. Nach zwei Einzelstudien in den *Cahiers du Monde russe et soviétique* 3 (1962) geben sie nun auf Grund der Bestände von Helsinki und solcher anderer Bibliotheken ein umfassendes Bild von der Presse der muslimischen Völker Rußlands vor 1920. Das erste Kapitel behandelt die vereinzelt frühen Versuche in Tiflis (1828), Taschkent (1870) und Baku (1875). Das zweite (*L'ère du Terğüman, 1883–1905*) ist der von Ismail Bey Gasprinski in Bahçesaray (Krim) gegründeten Zeitung gewidmet, die türkisch und russisch geschrieben war und sich vornahm, «bei den Muslimen die gesunden und nützlichen Ideen der Kultur zu verbreiten und den Russen das Leben, die Ideen und die Ziele der Muslime darzustellen». Das Türkische der Zeitung war schlicht und einfach, damit sie «dem Bootsmann am Bosphorus wie dem Kameltreiber in Kaschgar» verständlich sei. Sie hat einen entscheidenden Beitrag zur Erneuerung türkischer Kultur in Rußland geleistet. Nach dem Manifest vom 17. Oktober 1905 begannen in allen Teilen Rußlands zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften zu erscheinen. Sie werden im dritten und vierten Kapitel (*L'essor de la presse nationale, oct. 1905–févr. 1917; L'ère de la presse politique, févr. 1917–fin 1920*) aufgezählt und charakterisiert. Der Schlußabschnitt skizziert die Verhältnisse seit 1920: eine sehr starke Vermehrung aller Periodika, deren Erscheinungsorte von nun an nicht mehr nur die großen Städte sind. Zwischen 1870 und 1917 hatte es im ganzen 435 Periodika gegeben, von denen zudem die meisten nur kurze Zeit erschienen. 1960 zählte man deren 836. Einst waren mehr als zwei Drittel der Periodika in Kazan-Tatarisch oder Azeri geschrieben. Jetzt gibt es zwölf ganz oder teilweise muslimische Nationen: Azeri, Baschkiren, Kabarden, Karakalpaken, Kazahen, Kirgisen, Tadschiken, Tataren, Abhazen und Osseten (die beiden letztgenannten nur teilweise muslimisch). Dazu kommen 15 «Nationalitäten»: Awaren, Kurden, Nogayer, Taten, Uyguren usw. Das ursprünglich verwendete arabische Alphabet wurde zwischen 1928 und 1930 durch das lateinische, zwischen 1938 und 1940 aber durch das kyrillische ersetzt.

Das Buch schließt mit Tabellen über die Verteilung der Periodika nach Sprachen und nach Erscheinungsorten, einer Bibliographie sélective und einem dreifachen Register. Es bildet einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte der muslimischen Völker Rußlands.

L. FORRER